EDUARD DAVID

REFERENTENFÜHRER

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

[illegible] in Zürich.

[illegible]344. Was für Fähigkeiten für den Journalistenberuf? Alter Abonnent. Zu diesem Beruf sind vor allem nötig: Gutes Gedächtnis, rasche Auffassung, guter Blick für die Zusammenhänge der Ereignisse, der politischen Tatsachen und eine scharfsinnige Kombination für die Deutung der Erscheinungen des öffentlichen Lebens; ferner sicheres Auftreten, Klarheit und Gewandtheit des Ausdrucks, besonders in schriftlichen Arbeiten, Orientiertheit in den Forderungen der Sprache und Beherrschung des Stils. Daß hinter der Ausübung des journalistischen Berufs eine Unsumme von Kenntnissen theoretischer und praktischer Art stehen muß, ist selbstverständlich, denn sonst könnten auch die andern Ansprüche dieses Berufs nicht erfüllt werden. Akademischer Bildungsgang ist heutzutage als Bedingung guter Karriere in diesem Berufe zu betrachten, wenn auch einige Ausnahmen von erfolgreichen Vertretern dieses Berufs diese Regel zu widerlegen scheinen. Es kommt natürlich auch viel darauf an, ob sich ein Journalist einem Spezialfach widme oder der Zeitungsgestaltung im allgemeinen. Als Spezialfächer zur Vorbereitung kommen in Betracht, Staatsrecht, Strafrecht, Volkswirtschaft, Geschichte, für Leitung des Feuilletons Literatur, neuere Sprachen, ferner Parlaments- und andere Berichterstattung großen Stils, Lieferung von Kommentarartikeln oder Briefen aus Weltstädten. Zur redaktionellen Leitung von kleinen Blättern bedarf es vor allem der raschen und inhaltlich guten Orientierung in der großen Presse und des guten Urteils für die Auswahl des Stoffes mit Rücksicht auf das zu bedienende Publikum.

11222

[illegible]
erke
Eing
dürf
Lück
herig
Ihre
und
wie
wäre
mein
listen daß er die zum Besuch der Universität berechtigende Maturitätsprüfung bestanden habe und daß er an der Universität die Vorlesungen und seminaristischen Uebungen für Journalistik besucht habe, daß er auch imstande sei, die Doktorwürde der philosophischen oder der juristischen Fakultät zu erwerben. Aber wenn es daran fehlt, so muß er wenigstens durch Lektüre und vielseitigen Unterricht über ein großes und vielseitiges Wissensgebiet Ueberblick haben. Je nach dem besondern journalistischen Gebiet, dem er sich zuwenden will, braucht er auch ganz besondere Fachkenntnisse, muß Stenographieren und Maschinenschreiben können, muß imstande sein, objektive Berichte zu schreiben und auch sonst eine fixe und gewandte Ausdrucksweise haben, also sprachlich wohlunterrichtet und stilgewandt sein. Mit diesen Fähigkeiten und geistigen Besitzen kann es sein, allenfalls auch ohne Doktortitel und Maturitätszeugnis eine Stelle als Redaktor zu bekommen oder ein Engagement als ständiger Mitarbeiter.

14222

Referenten-Führer

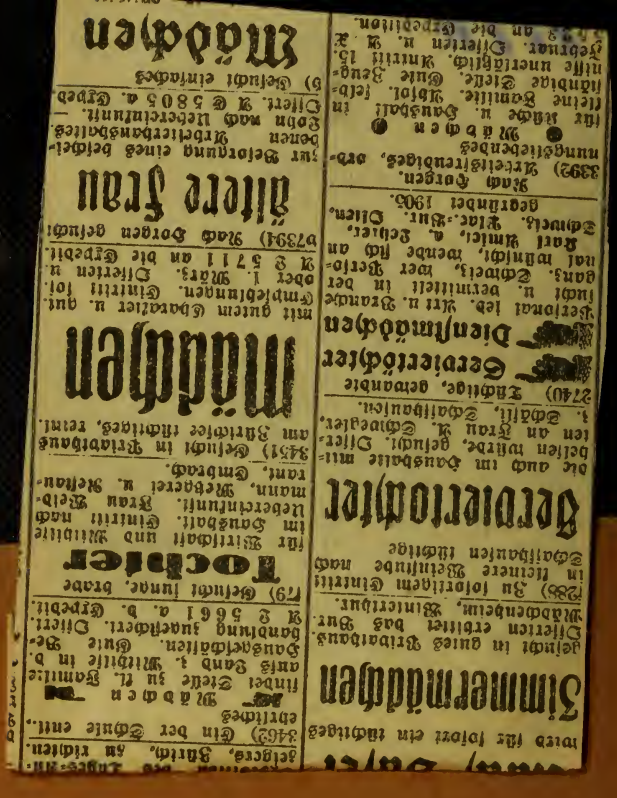
Anleitung für sozialistische Redner

von

Eduard David

Neubearbeitete und vermehrte Auflage
28.—37. Tausend

Berlin
Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b H.
Berlin SW. 68, Lindenstraße 3



Zimmermädchen
gesucht in gutes Restaurant. Offerten mit Zeugnisabschriften, Gehaltsanspruch, Photographie unter Chiffre Z 3827 an die Expedition.

Serviertochter
die auch im Hausdienst mithelfen hilft, gesucht. Offerten an Frau M. Schwegler, Restaurant Schützenhaus, Zürich 3.

Serviertöchter
jederzeit leb. Alt u. Branche findet u. vermittelt in der ganzen Schweiz, wer Vertrauen wünscht, wende sich an Karl Imfeld, A. Fischer, Zürich, Bac.-Bur. Olten. Referenzen 1905.

Junge Leute,
3392) Verschiedenes, verschiedenen Geschlechtes
Wir suchen für unsere Bankfiliale in kleine Stadt, flotte, tüchtige Stenotypistin, Offerten unter Chiffre B 3392 Y an die Expedition.

Mädchen
für Küche und Hausarbeit gesucht in Familie von 3 Personen. Gute Behandlung und Lohn. Offerten unter Chiffre Z 3827 an die Expedition.

Zimmermädchen
für Restaurant gesucht. Offerten unter Chiffre Z 3827 an die Expedition.

Mädchen
für Küche und Hausarbeit

Referenten-Führer

Anleitung für sozialistische Redner

von

Eduard David

Neubearbeitete und vermehrte Auflage
28.—37. Tausend

Berlin
Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b H.
Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Vorwort.

Zur ersten Auflage.

Das vorliegende Büchlein soll dem jungen Arbeiter, der sich in den Dienst der sozialdemokratischen Sache stellen will, den Weg der Selbstausbildung erleichtern. Keiner der Alten, die sich diesen Weg ganz aus eigener Kraft haben suchen müssen, wird den Wert eines solchen Führers verkennen. Kann er keinem die Hauptarbeit abnehmen, so kann er ihn doch vor manchem unnötigen Zeit- und Kraftverlust bewahren.

Ein solcher Führer ist
die sonstigen, neuerdings
der Partei und der Gew
tungen sind aus leichtver
mangelhaft, und nur rela
hochschule und der von d
Ausbildungskurse in Be
leitung soll a l l e n begab
Mitstreitern in Stadt und
studium ist in jedem Fall
Ergänzung zu den von au
kann gar nicht genug auf
unserem Sinne geschehen,
ander ergänzend, der eine
faltung aller in der heu
Intelligenzen zu ermöglich

Vielleicht findet auch m
lein noch die eine oder a
regung. Das sollte mich f
aus seiner eigenen Erfahr
und dessen Berücksichtigun
wünschenswert erscheint.
reichernde Kritik ist mir w
gabe kann ihrer Natur na

335.5
D28r
1919
David, Eduard, 1863-1930.
Redner-Führer : Anleitung für sozialisti-
sche Redner / von Eduard David.--Neubearb. u.
verm. Aufl.--Berlin : Winger, [1919]
120 p. ; 21 cm.
PARKS
FEB 14 1970

335.5
D28v
1919

Vorwort.

Zur ersten Auflage.

Das vorliegende Büchlein soll dem jungen Arbeiter, der sich in den Dienst der sozialdemokratischen Sache stellen will, den Weg der Selbstausbildung erleichtern. Keiner der Alten, die sich diesen Weg ganz aus eigener Kraft haben suchen müssen, wird den Wert eines solchen Führers verkennen. Kann er keinem die Hauptarbeit abnehmen, so kann er ihn doch vor manchem unnötigen Zeit- und Kraftverlust bewahren.

Ein solcher Führer ist auch nicht überflüssig geworden durch die sonstigen, neuerdings geschaffenen Bildungseinrichtungen der Partei und der Gewerkschaften. Die lokalen Veranstaltungen sind aus leichtverständlichen Gründen zumeist noch sehr mangelhaft, und nur relativ wenigen ist der Besuch der Parteihochschule und der von der Generalkommission veranstalteten Ausbildungskurse in Berlin möglich. Die vorliegende Anleitung soll a l l e n begabten und strebsamen heranwachsenden Mitstreitern in Stadt und Land die Bahn öffnen. Das Selbststudium ist in jedem Fall eine notwendige Vorbereitung und Ergänzung zu den von außen gebotenen Veranstaltungen. Es kann gar nicht genug auf dem Gebiet einer Volksbildung in unserem Sinne geschehen, und alle Einrichtungen dienen, einander ergänzend, der einen großen Aufgabe, die freieste Entfaltung aller in der heutigen Gesellschaft niedergehaltenen Intelligenzen zu ermöglichen.

Vielleicht findet auch mancher alte Praktiker in dem Büchlein noch die eine oder andere ihm neue und wertvolle Anregung. Das sollte mich freuen. Zum Dank möge er mir das aus seiner eigenen Erfahrung mitteilen, was mir entgangen und dessen Berücksichtigung bei späteren Bearbeitungen ihm wünschenswert erscheint. Jede sachlich begründete und bereichernde Kritik ist mir willkommen. Die mir gestellte Aufgabe kann ihrer Natur nach nicht auf den ersten Wurf voll-

kommen gelöst werden. Ich will zufrieden sein, wenn ich ihr fürs erste soweit gerecht geworden bin, daß meine Arbeit anderen die Arbeit wesentlich erleichtert.

Berlin-Friedenau, 2. September 1907. **Eduard David.**

Zur zweiten Auflage.

Wider Erwarten schnell sind die ersten fünftausend Exemplare des „Referenten-Führers" vergriffen worden. Das ist die beste Anerkennung, die ihm zuteil werden konnte.

Die vorliegende Auflage weist neben einigen Berichtigungen und Kürzungen eine Anzahl neuer Literaturnachweise auf. Möge das Werkchen auch weiter vielen von Nutzen sein!

Berlin-Friedenau, Februar 1908. **Eduard David.**

Zur fünften Auflage.

Die vorliegende Neubearbeitung zeigt manche Veränderungen. Das ist schon äußerlich merkbar an der Verstärkung des Bändchens. Sie ist hauptsächlich bewirkt durch die Einfügung eines Kapitels über Sprechtechnik.

Ich hoffe, daß diese Ergänzung auch älteren Praktikern der öffentlichen Rede willkommen ist. Mich selbst führte die Notwendigkeit, meine zu Heiserkeit neigende Stimme widerstandsfähiger zu machen, zu sprechtechnischen Uebungen. Jeder, der in der gleichen Lage ist, wird sich von der wohltätigen Wirkung einer solchen Gesundschulung seiner Sprachorgane überzeugen. Eine gute Sprechtechnik wird ihm die Leistung angestrengter rednerischer Arbeit auch unter ungünstigen äußeren Verhältnissen wesentlich erleichtern.

Im Interesse der Uebersichtlichkeit wurden die Büchernachweise aus dem Text herausgenommen und in einem Anhang vereinigt. Auch inhaltlich war manches zu ändern. Weltkrieg und Revolution haben dafür gesorgt. Neue Verhältnisse stellen uns vor neue gewaltige Aufgaben. Noch ist alles in stürmischer Bewegung. Eins aber steht fest: mehr als vordem brauchen wir Nachwuchs an frischen Kräften. Möge mein Werkchen in seiner veränderten Gestalt mithelfen, solche zu gewinnen.

Berlin, im Januar 1919. **Eduard David.**

Inhalt.

I. Kapitel.

Die notwendigen Voraussetzungen politischen Wirkens.

§ 1. Das erste Erfordernis 9
Die Liebe zur Sache. — Der Mühen Preis.

§ 2. Die geistige Veranlagung 10
Die angeborene „Zungenfertigkeit". — Die Befähigung zur Denkarbeit im allgemeinen und die besondere rednerische Begabung. — Die Notwendigkeit ernster geistiger Arbeit an sich selbst.

§ 3. Die Sachkenntnis 12
Wie man nicht reden soll. — Was zur Sachkenntnis gehört. — Nur Selberdenken macht klug. — Gefahr des Unfehlbarkeitsdünkels. — Wissensaufnahme und eigenes Urteilen. — Wissenschaftlicher Sinn.

§ 4. Die Lebenserfahrung 15
Die Bedeutung der praktischen Erfahrung. — Der Rat der Alten. — Das Lesen im Buch des Lebens.

II. Kapitel.

Die allgemeine Bildung.

§ 5. Die Beherrschung der Sprache 18
Mangelhaftigkeit der Volksschulbildung. — Vervollkommnung im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Muttersprache. — Wert einiger Kenntnisse im Französischen und Englischen.

§ 6. Das Lesen guter Bücher 20
Studium im stillen Kämmerlein — Exzerpieren. — Auswahl der Lektüre. — Benutzung von öffentlichen und Vereinsbibliotheken. — Eigene Bücherei.

§ 7. Naturwissenschaft 23
Bedeutung der Naturwissenschaft für das technisch-wirtschaftliche und geistige Leben unserer Zeit. — Biologie. Darwin. Haeckel. — Himmels-, Erd- und Völkerkunde. — Körperkultur und Gesundheitspflege.

§ 8. Geschichte 26
Historische Entwicklungsidee. — Aufgabe der Geschichtswissenschaft. — Hineinmischen politischer Tendenzen. — Ursachen und Kräfte geschichtlicher Bewegungen.

§ 9. Philosophie und Religion 28
Die Schranke aller Wissenschaft. Immanuel Kant. — Kritische Bedeutung der Kantschen Erkenntnistheorie gegenüber aller theologischen, naturphilosophischen, spiritistischen usw. Methaphysik. — Richtiges Verhältnis zur Religion. — Religiöse Kraft im Sozialismus. — Abwehr gegen Angriffe von kirchlicher Seite.

§ 10. Kunst und schöne Literatur 31
Der bildende Wert der Kunstanschauung. — Entwicklung des Sprachgefühls an Dichtwerken. — Billige Ausgaben.

III. Kapitel.

Die politische Fachbildung.

§ 11. Sozialistische Theorie 33
Das Erfurter Programm. — Karl Marx „Kapital". — Friedrich Engels „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft". — Das Kommunistische Manifest. — Ferdinand Lassalles Schriften. — August Bebels „Die Frau und der Sozialismus". — Weiterbildung des wissenschaftlichen Sozialismus.

§ 12. Geschichte der sozialistischen Bewegung 36
Die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung 1848. — Lassalles Zeit, die „Eisenacher" und die „Internationale". — Die Pariser Kommune. — Die Jahre 1870—71. — Gothaer Einigung. — Unter dem Sozialistengesetz. — Bewegung der „Jungen". — Vollmars Vorschlag 1891.—Die Agrarprogrammbewegung —Die revisionistische Bewegung — Die Entwicklung bis 1914. — Im Weltkrieg.

§ 13. Die politische Praxis der Sozialdemokratie 40
Reichsverfassung und sonstige wichtige Gesetze. — Unsere praktische Tätigkeit im Reichstag und in den Landtagen. — Kommunalpolitische Aufgaben. — Frauenbewegung. — Gewerkschaftsbewegung. — Genossenschaftsbewegung.

IV. Kapitel.

Wie sammle und ordne ich das Tagesmaterial?

§ 14. Die Lektüre der politischen Tagespresse 43
Notwendigkeit aufmerksamer, sichtender Benutzung der Parteipresse und gegnerischer Blätter. — Parlamentsberichte. — Sozialdemokratische Parteikorrespondenz.

§ 15. Beurteilung und Auswahl des Wichtigen 45
Schwierigkeiten und Verschiedenheiten bei der Beurteilung dessen was wichtig ist. — „Gefahr der falschen Verallgemeinerung". — Abwehrmaterial gegen verleumderische Angriffe. — Material zur sachlichen Bekämpfung und Ergründung gegnerischer Ansichten und Absichten. — Dokumente zur Kennzeichnung staatlicher und sozialer Mißstände. — Soziale Statistik — Elendsbilder. — Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung. — Datum und Herkunft der Ausschnitte.

§ 16. Ordnung und Aufbewahrung in Sammelmappen . . . 49
I. Verfassung. — II. Auswärtige Politik. — III. Der Weltkrieg. — IV. Internationale Rechtsorganisation. — V. Wehrwesen. —

VI. Rechtspflege. — VII. Finanzwesen. — VIII. Handelspolitik und Zölle. — IX. Landwirtschaftliches. — X. Wirtschaftsorganisation. — XI. Soziale Zustände. — XII. Arbeiterschutz. — — XIII. Kulturpolitik. — XIV. Landespolitik. — XV. Kommunales. — XVI. Gewerkschaftsbewegung. — XVII. Genossenschaftsbewegung. — XVIII. Frauenbewegung. — XIX. Sozialdemokratische Partei. — XX. Gegnerische Parteien. — Spezialmappen.

V. Kapitel.

Wie arbeitet man eine Rede aus?

§ 17. Die Zusammenstellung und Durcharbeitung des Materials 56

Herausfuchen und Durchlesen der zu verwendenden Belegstücke. — Erste Notizen. — Der Zustand geistiger Produktivität. — Vorläufige Disposition.

§ 18. Die schriftliche Ausarbeitung 58

Notwendigkeit der schriftlichen Ausarbeitung für den Anfänger. — Kurze, klare Satzbildung. — Das Niederschreiben als Mittel zur Meisterung des Ausdrucks. — Zwang zur gründlichen, geistigen Durcharbeitung.

§ 19. Die Verwendung von Zitaten 60

Abschrift kurzer, Markierung längerer Zitate. — Keine Ueberlastung mit Zitatenmaterial, sondern geistige Verarbeitung.

§ 20. Die Disposition 61

Gewinnung der endgültigen Disposition. — Ihre Markierung zum Gebrauch als Unterlage beim Reden. — Die „lokale Assoziation" als Gedächtnisstütze. — Allgemeines über die Architektur der Rede. — Winke für die Gruppierung im ganzen und in einzelnen Teilen. — Induktive und deduktive Methode. Das Fortschreiten vom weniger Bedeutenden zum Bedeutenderen. — Die Einleitung. — Der Schluß.

§ 21. Vom Auswendiglernen 66

Steckenbleiben und Auswendiglernen. — Hinderung am denkenden Reden. — Nutzen des Auswendiglernens als Vorübung.

§ 22. Zur Psychologie der Rede 68

Der besondere Zweck als bestimmender Gesichtspunkt für Form und Inhalt. — Die Verstandesrede. — Die Stimmungsrede. — Die Willensrede. — Die politische Rede — Vereinigung aller psychologischen Einwirkungsmethoden in ihr. — Beispiele ihrer Anwendung in verschiedener Reihenfolge im ganzen und in einzelnen Teilen der Rede — Anknüpfung an die lokalen Verhältnisse und an die Vorstellungswelt der Zuhörer.

§ 23. Das Reden aus dem Stegreif 73

Die Fähigkeit gut zu hören und das Wesentliche zu erfassen. — Notizenzettel und rasche Ordnung der Gegenrede. — Ausnutzung der knappen Zeit zum Durchdenken. — Kürze und Beschränkung auf das Notwendigste.

VI. Kapitel.

Die Technik des Sprechens.

§ 24. Allgemeines 76

Notwendigkeit eines deutlichen und tonschönen Sprechens. — Schädigung der Sprachorgane durch schlechten Gebrauch. — Sprechtechnik. — Gesundschulung der Stimme.

§ 25. Der Stimmton 79

Kehlkopf und Ansatzrohr. — Der natürliche Stimmton. — Grundton und Obertöne. — Gehörschulung und Verbesserung des Stimmtons.

§ 26. Die Atmung 82

Ausgiebiges Atemschöpfen und Haushalten bei der Verausgabung. — Schädlichkeit der Mundatmung. — Atembeobachtung und Uebung.

§ 27. Die Vokale 85

Einteilung der Laute. — Wesen der Vokale: Klangfärbungen des Stimmtons durch Veränderungen des Resonanzrohrs. — Zusammenwirken von Lippen und Zunge. — Reine Vokalreihe i bis u; Zwischenvokale, Mischlaute und Doppellaute. — Spezifischer Klangcharakter und richtige Bildung der einzelnen Laute.

§ 28. Die Konsonanten 93

Das sie charakterisierende Moment sind spezifische Geräusche. — Verschlußlaute (Auspuffgeräusch) und Reibelaute durch Engebildung. — Stimmhafte und stimmlose Bildung. Die Einübung der einzelnen Konsonanten.

§ 29. Sprechübungen 102

Festigung richtiger Aussprache durch langdauernde Uebung. — Lautes Lesen. — Vortrag von Gedichten. — Vermeidung alles Gekünstelten und Gesuchten.

§ 30. Vortragsregeln 105

Die Betonung. — Gefahr des Schreiens. — Wechsel der Stimmstärke und Gefühlsbetonung. — Vermeidung alles „Schauspielerischen".

VII. Kapitel.

Winke für das Auftreten.

§ 31. Mittel gegen das Lampenfieber 108

Die Symptome des Lampenfiebers. — Sein allmähliches Verschwinden in der Praxis — Mechanische Herzberuhigung. — Gefahr der Anfeuerung durch Alkohol. — Vernünftige Erwägungen zur Ueberwindung der ersten Scheu. — Schutz gegen das Steckenbleiben durch richtige Benutzung des Leitzettels. — Das Konzept als Nothelfer für ängstliche Neulinge.

§ 32. Die äußere Haltung 111

Das Gestikulieren. — Abgewöhnen häßlicher Eigenheiten. — Halte deine Zuhörer im Auge. — Der äußere Mensch.

Schlußwort 114

I. Kapitel.

Die notwendigen Voraussetzungen politischen Wirkens.

§ 1. Das erste Erfordernis.

Mancher junge Parteigenosse möchte sich vielleicht gern dem politischen Berufe widmen, weil er meint, das Redenhalten sei rasch erlernt und diese Tätigkeit sei lange nicht so anstrengend wie körperliche Arbeit. Wer derartiges glaubt, dem ist dringend abzuraten. Er würde sich bitteren Enttäuschungen aussetzen.

Freilich strengt die Arbeit des Redens die Muskeln nicht so an, wie eine handwerkliche Berufsarbeit; aber ein tüchtiger politischer Pionier zu werden ist nicht möglich ohne anstrengende geistige Arbeit. Auch bringt das Vorneustehen im politischen Kampf Gemütserregungen mit sich, die dem Nervensystem zusetzen und in Verbindung mit den körperlichen Anspannungen und Schädigungen einer unregelmäßigen Lebensweise (Wahlkämpfe, Agitationsreisen usw.) auf die Dauer selbst die stärkste Gesundheit erschüttern.

Wer also den Gedanken hegt, sich als Redner und Vorkämpfer der sozialdemokratischen Sache zu widmen, der prüfe sich zunächst selbst. Das erste Erfordernis hierfür ist starkes soziales Pflichtgefühl, lebenskräftige Liebe zur Sache der Menschheit. Nur wessen Geist erfüllt ist von der hohen Bedeutung und der weltgeschichtlichen Notwendigkeit der großen Sache, in deren Dienst er tritt, nur wessen Herz mit leidet unter dem materiellen Elend und der geistigen Unkultur breiter Volksschichten, nur wer von dem starken Drange beseelt ist, mitzuarbeiten an der Emporführung der Menschheit zu einer höheren, allgemeineren Kultur — nur der darf es wagen, die Aufgabe des Vorkämpfers auf sich zu nehmen.

Nicht jeder besitzt dieses starke soziale Gefühl. Künstlich kann sich's keiner geben, und wer es nicht hat, soll nicht glauben, es anderen vortäuschen zu können. Das fühlen die Zuhörer bald heraus, ob der Redner nur eine klingende Schelle ist, oder ob er mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter seinen Worten steht. Pectus facit oratorem lautet ein lateinischer Spruch, dessen Sinn ist: die seelische Anteilnahme, das Herz macht den Redner.

Es gibt einen hohen Preis, der alle Mühen und Opfer, die der Dienst der Freiheit heischt, reichlich lohnt. Wer für eine große Sache kämpft, der bereichert dadurch sein inneres Leben. Sein Blick weitet sich, sein Geist wird frei, sein Wille stark. Ein intensiveres Bewußtsein, eine höhere Lebensstimmung erfüllt ihn. Das stolze Gefühl, als Vorkämpfer einer weltgeschichtlichen Kulturbewegung zu wirken, eine treibende Kraft zu sein in dem Fortschritt der Menschheit zu allgemeinerem, höherem Lebensglück, das ist der höchste Lohn, den er für sich selbst erringt. Dieses Bewußtsein trägt ihn nicht nur hinweg über die Kleinlichkeiten und Kläglichkeiten, die ihm auf dem Lebensweg begegnen, es gibt ihm auch Gleichgewicht und Kraft in den schweren Stunden, die keinem Sterblichen erspart bleiben.

So kommt auch der Egoismus auf seine Rechnung. Freilich ist das ein „verfeinerter" Egoismus, ein im sozialen Ziel gerechtfertigtes und geläutertes Ausleben der Persönlichkeit. Nur wer sein Bestes den anderen gibt, gewinnt es für sich selbst!

§ 2. Die geistige Beanlagung.

Ein starkes soziales Wollen, das ist also das erste Erfordernis. Ohne diese innere Kraft ist kein erfolgreiches Vollbringen möglich. Aber das Wollen allein tut's freilich auch nicht; soll's ein tüchtiges Können werden, so darf es auch an den geistigen Anlagen nicht fehlen. Der Erwerb von Wissen, die Uebung im Denken und Reden führt nur da zu guter eigener Leistung, wo die entsprechende Hirnanlage vorhanden ist. So wenig jeder ein tüchtiger Maler, Musiker,

Dichter oder wissenschaftlicher Forscher werden kann, so wenig kann jeder ein Meister in der Kunst der Rede werden. Wo die natürliche Begabung fehlt, hilft kein Lehren und Lernen.

Die für den politischen Redner in Betracht kommende Gehirnveranlagung besteht aber keineswegs nur oder hauptsächlich in der angeborenen „Zungenfertigkeit". Die natürliche Befähigung, sich leicht auszudrücken, die Gabe, ohne besondere Mühe Wort an Wort, Sätze an Sätze reihen zu können, verleitet wohl manchen, sich schon in jungen Jahren für einen großen Redner zu halten. Solchen Leuten wird ihre hervorragende Zungenbegabung geradezu zu einer Gefahr. Weil ihnen das zusammenhängende Sprechen vor anderen so leicht fällt, halten sie eine gründliche Vorarbeit zu ihren Reden für überflüssig. Infolgedessen leisten sie niemals wirklich Tüchtiges; denn ohne ernste, anstrengende geistige Arbeit gelangt niemand auf die Höhe des Wissens und des Urteilens, auf der der politische Redner stehen muß, will er mehr sein als ein oberflächlicher Schwätzer.

Die allgemeine Hirnanlage zu geistiger Arbeit und insbesondere die Anlage zur raschen Erfassung der ursächlichen Zusammenhänge, des Wesentlichen in einer gedanklichen Darlegung, des Wichtigsten in einer gegebenen Situation, ist eine unentbehrliche Voraussetzung für politisches Wirken. Ist diese geistige Beanlagung vorhanden, dann braucht sich niemand etwa dadurch abschrecken zu lassen, daß ihm der Ausdruck seiner Gedanken schwer fällt, weil ihm die Natur die leichte Zunge versagt hat. Das fließende, klare Sprechen in kleiner oder großer Versammlung ist erlernbar. Fleiß und Uebung überwinden hier die anfänglichen Schwierigkeiten meist rascher, als mancher zu hoffen wagte.

Die höchste Meisterschaft in der Kunst der Rede wird zwar nur von dem erreicht, dem die Natur die besondere Kunstbegabung dafür, die Fähigkeit zur plastisch modellierenden Gedankengebung und das feine Gefühl für den psychologischen Takt mit auf den Lebensweg gegeben hat. Aber nicht jeder politisch Tätige braucht ein in diesem Sinne vollendeter Meister der Rede zu sein. Ein kluger Kopf, der die Energie hat, sich die nötige Sachkenntnis zu erarbeiten, kann es auch ohne hervorragende „rhetorische" Begabung durch bewußte

Uebung dahin bringen, seinen Gedanken öffentlich in schöner und wirksamer Weise Ausdruck zu geben.

Bei aller Wichtigkeit der Form bleibt doch für den politischen Redner der Inhalt der Rede bei weitem die Hauptsache. Was man sagt, darauf kommt es in erster Linie an, das Wie steht erst an zweiter Stelle. Wer im politischen Kampfe das Wort führt, muß vor allen Dingen Richtiges und Tüchtiges vorzubringen wissen. Er muß seine Hörer an Wissen und Urteilsfähigkeit überragen. Diese Eigenschaften fliegen einem aber nicht an; sie können einem auch nicht durch einen Lehrer von außen angeleimt werden. Nur durch eigene geistige Anstrengung, nur durch die ernsteste Arbeit an sich selbst sind sie zu erwerben.

§ 3. Die Sachkenntnis.

Ein Redner ohne Sachkenntnis ist ein Schwätzer. Deren gab es zu allen Zeiten viele. Das sind Leute, die können reden über alles, was man verlangt; sie arbeiten mit viel Geräusch, sind schier unerschöpflich, aber die Zuhörer wissen ihnen nur Dank, wenn sie endlich aufhören. Ein solcher Schwadroneur zu werden kann nicht das Ziel eines ernsthaften Menschen sein.

Eine andere Sorte von Rednern liebt es, gewissermaßen zu den Hörern hinabzusteigen. Sie streben danach, „sich dem Niveau der Hörer anzupassen" und reden dem Publikum nach dem Mund, um Beifall zu ernten. So notwendig es ist, daß der Redner so spricht, daß auch der weniger begabte Zuhörer seinen Gedankengang versteht, so muß ihn doch dabei stets das Streben leiten, das geistige Leben seiner Hörer zu läutern, sie in ihrem Denken und Wollen zu sich emporzuheben.

Andere glauben etwas Rechtes zu leisten, wenn sie die Zuhörer mit billigen Späßen unterhalten. Das sind die allertraurigsten Redner. Gewiß ist ein guter Witz, ein drastisches Bild, ein treffender Sarkasmus gute Würze des Vortrags. Aber der Redner darf nicht glauben, sein Beruf sei der eines Komikers, der sein Publikum mit mehr oder minder derben Späßen zu amüsieren habe. Wer das tut, der entwürdigt die Sache, für die er auftritt. Er täuscht sich aber auch arg über

die wahre Wirkung seiner Leistung. Man lacht wohl im Augenblick über seine Späße, aber nachträglich schmeckt die Rede schal und verstimmt den besten Teil der Hörer. Die Aufgabe des sozialdemokratischen Redners ist auf jeden Fall eine viel zu hohe und ernste, als daß der Ton seiner Ausführungen auf Zirkuskomik gestimmt sein dürfte.

Wer sich berufen fühlt, im Dienst unserer Sache öffentlich zu reden, muß den Leuten, zu denen er redet, etwas wirklich Wertvolles zu sagen haben. Er muß ihnen eine tiefere Einsicht in die Dinge beibringen, über die er zu ihnen spricht. Das kann er aber nur dann, wenn er selbst diese tiefere Einsicht besitzt. Es erhebt sich also die Frage: wie erwirbt man sich solche Sachkenntnis?

Zweierlei gehört dazu. Erstens der Erwerb von tatsächlichem Wissen, zweitens die Schulung der geistigen Fähigkeit, das Wissen zu richtigen Urteilen und Schlüssen zu verbinden.

Manche glauben, die bloße Aneignung von tatsächlichem Wissen sei schon genügende Sachkenntnis. Sie lesen sich viel Wissen aus Büchern, Zeitungen usw. zusammen und glauben, ihre Aufgabe als Redner damit zu erfüllen, daß sie das rein gedächtnismäßig angeeignete Wissen wieder mechanisch von sich geben. Sie tragen auswendig gelernte Leitartikel oder ganze Broschüren vor. Das kann ein Phonograph auch. Ein solches Nachplappern fremder Gedanken und Worte ist eine sehr minderwertige Art zu reden, bei der der Hörer nicht warm wird.

Alles, was der Mensch an fremden Geistesprodukten in sich aufnimmt, das muß er selbstdenkend verarbeiten. Nur Selberdenken macht klug. Nichts darf blindgläubig hingenommen werden, von wem es auch kommen mag. Blinder Autoritätsglaube ist geistiger Tod. Das mag das erzieherische Ziel dogmengläubiger Priester sein, die in der Abtötung des kritischen Sinnes die beste Bürgschaft für die Glaubensfestigkeit ihrer Gemeinde sehen. Die Sozialdemokratie ist keine Kirche, sondern eine mit den Waffen des Rechts, der Vernunft und der Wissenschaft kämpfende Gemeinschaft freier Männer. Da soll jeder einzelne das, was er liest oder hört,

mit seinem eigenen Urteil durchdringen; er soll es selbständig geistig verarbeiten.

Aber glaube andererseits keiner, sein eigener Verstand reiche aus, die schwierigsten Fragen zu entscheiden auch ohne ernstes Sachstudium und ohne Kenntnisnahme fremder Meinungen. Es gibt Leute, die halten sich schon in jungen Jahren für gescheiter als alle anderen zusammen. Sie sind in ihren eigenen Verstand so verliebt, daß sie sich gar nicht vorstellen können, daß andere tieferes Wissen und ein richtigeres Urteil in einer Sache haben können als sie selbst. Solche frühreife, sich im Glanz der eigenen Unfehlbarkeit sonnende Rechthaberei ist immer das Zeichen von oberflächlicher Geistesbeanlagung und von mangelndem Wissen.

Es ist klar, daß kein einzelner für sich allein imstande ist, die Verhältnisse des Lebens in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit völlig zu umspannen. Auch der geräumigste Hirnkasten ist zu klein, um alles zu fassen. Das menschheitliche Wissen ist das Ergebnis kollektiver Arbeit von unzähligen gescheiten Leuten, die zusammen genommen ein unvergleichlich reicheres Wissen und eine viel umfassendere Erfahrung haben, als der einzelne sie je haben kann. Und darum ist es notwendig, daß auch der geistig gut Veranlagte, will er die engen Grenzen seiner individuellen Erfahrung überwinden, sich mit dem Wissen anderer bereichere.

Immer aber soll er dabei — das sei nochmals betont — seinen eigenen Verstand mitarbeiten lassen. Vor allem ist notwendig, bei allem fremden Wissen, das wir in uns aufnehmen, die Frage nach seiner Herkunft, d. h. nach seiner Zuverlässigkeit zu stellen. Wenn oben vor blindem Autoritätsglauben gewarnt wurde, so soll das nicht heißen, daß es so etwas wie „Autorität" auf geistigem Gebiet überhaupt nicht gäbe. Es ist selbstverständlich, daß eine Aufklärung, ein Urteil, das von einem geistig bedeutenden Menschen, von einem erfolgreichen Forscher, von einem erfahrenen Fach- und Sachkenner ausgeht, von vornherein mehr Beachtung beanspruchen darf, als die Weisheit, die von jemand kommt, der nichts von all dem aufweisen kann. Aber auch die Gedanken und Schlüsse des größten Meisters der Wissenschaft, des erfahrensten, genial-

sten Praktikers auf diesem oder jenem Gebiet darf man nicht gedankenlos als fertige Wahrheit nachbeten. Stets soll man die Begründung dieser Schlüsse nachdenkend zu erfassen suchen. Glaubt man einen Widerspruch zu entdecken, so muß man ihm nachgehen und nachforschen, ob etwa der Widerspruch auf einem Fehler des eigenen Auffassens oder in der Tat auf einem Irrtum der „Autorität" beruht. Denn es gibt keine „Autorität", die unfehlbar wäre. So etwas beanspruchen nur religiöse Dogmatiker. Die Wissenschaft, die sich zur Aufgabe setzt, die ganze Welt der Erscheinungen, das Leben in der Vergangenheit und Gegenwart, in Natur und Kultur zu erforschen, kann nie abgeschlossen sein. Die Entwicklung geht weiter, sie schafft fortgesetzt neue Tatsachen, neue Verhältnisse. So muß auch die Wissenschaft fortgesetzt weiterschreiten; sie muß immer neue Tatsachen verarbeiten, die alten Schlüsse immer wieder prüfen, Kritik üben, korrigieren, neue allgemeine Sätze formulieren. Eine Wissenschaft, die sich dieser steten Um- und Fortbildung entzöge, die sich auf die Tradition beschränkte, würde alsbald zur Legende.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,"

sagt Altmeister Goethe. Soll also das geistige Erbe derer, die vor uns gearbeitet haben, in uns wahrhaft lebendig werden, so müssen wir es uns durch eigenes Denken erwerben. Nur dann vermögen wir auf dem Boden des Errungenen selbst weiterzuarbeiten.

Das Streben jedes sozialistischen Vorkämpfers muß darauf gerichtet sein, wenigstens auf einem Gebiet soweit zu kommen, daß er das geistige Leben der Partei fortzubilden vermag. So wird er nicht als bloßer Handlanger, sondern als selbständiger Meister mitarbeiten an dem Bau des Tempels der Zukunft.

§ 4. Die Lebenserfahrung.

Die Politik beschäftigt sich mit dem Verhältnis des Menschen zum Menschen. Ein gut Teil Sachkenntnis auf

diesem Gebiet wird aus der Quelle der eigenen Lebenserfahrung geschöpft. Das ist sogar die erste und die wichtigste Quelle. Wer nicht aus ihr zu schöpfen versteht, wird aus keiner Zeitung, aus keinem Buche, aus keiner Bibliothek ein richtiges Urteil in politischen Dingen gewinnen. So wenig wie jemand, der auf dem Lande lebend sich jahrelang mit Seemannskunde beschäftigt hat, dadurch allein die Fähigkeit erlangt, ein Schiff zu lenken, so wenig kann jemand mit bloßem Studierstubenwissen ein politischer Steuermann sein. Theorie ohne Praxis, Wissenschaft ohne eigene Erfahrung führt im politischen Leben noch viel öfter und verhängnisvoller in die Irre als Praxis ohne Theorie.

Weil die praktische Lebenserfahrung die wichtigste, unentbehrlichste Quelle der Sachkenntnis ist, haben die Völker aller Zeiten dem Rat der Alten das größte Gewicht beigelegt. Die Schule des Lebens ist die Hochschule politischer Weisheit. Das möge der junge Mann beherzigen. Er setze sich nicht leichthin über das Urteil des älteren Mannes hinweg. Nachdenkend verarbeite er das Wort dessen, der länger als er die Menschen und die Dinge kennt, den das Schicksal schon härter angepackt, tiefer durch Ernst und Unglück des Lebens hindurchgeführt hat. So wird er an der Erfahrung des Alters seine eigene Erfahrung klären, vertiefen und bereichern.

Außerdem aber mache er Augen und Verstand auf bei allem, was ihm begegnet. Mit Bewußtsein beobachte er, was um ihn vorgeht, und suche den Charakter und die Beweggründe der Menschen, mit denen er zu tun hat, zu erfassen. Ein aufmerksam beobachtender und denkender Mensch erwirbt schneller eine reiche Welt- und Lebenserfahrung als einer, der halb träumend durchs Leben dahinwandelt.

Dabei beherzige er das weise Wort Schillers:

„Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz."

Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander. Wer anderen ein Berater und Führer sein will, muß im Buch des eigenen Innen-

lebens zu lesen verstehen. Die eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten zu sehen ist viel schwerer, als Kritik zu üben an den Fehlern der andern. Noch schwerer ist die rodende und richtende Arbeit an sich selbst. Ohne diese Arbeit aber gibt es keine wirkliche Innenbildung, keine höhere Persönlichkeitskultur, und ohne eine solche kann auch niemand ein höheres Verhältnis zu seinen Mitmenschen gewinnen und einen veredelnden Einfluß auf sie ausüben.

II. Kapitel.

Die allgemeine Bildung.

§ 5. Die Beherrschung der Sprache.

Hinsichtlich der äußeren Lebenserfahrung hat der junge Arbeiter etwas voraus, was den jungen Leuten abgeht, die sich bis zum 20. Lebensjahr und länger fast ausschließlich mit Bücherstudien befassen. Der junge Arbeiter kommt schon früh in die Praxis des Lebens hinein, gezwungen durch die Notwendigkeit, sein Brot selbst zu verdienen. An Körper und Geist oft noch ein halber Knabe, wird er hinausgestoßen in die rauhe Wirklichkeit des Kampfes um seine Existenz. Dabei lernt er die Menschen kennen, nicht von ihrer Sonntags-, sondern von ihrer Werktagsseite. Diese frühe, harte Lebenserfahrung, dieses zeitige Lernen in der Schule des Lebens ist ein großer Vorzug für den jungen Arbeiter, der sich zum politischen Redner ausbilden will. Er gewinnt dadurch eine unmittelbare Einsicht in wirtschaftliche Verhältnisse, die andere erst aus Büchern und Zeitungen sich verschaffen müssen. Vor allem aber kennt er aus eigenster Innenerfahrung die Psychologie der Entbehrung, der materiellen Not, des sozialen Niedergehaltenseins. Das ist eine Vorbildung, die es ihm ungemein erleichtert, als Redner den Weg zum Hirn und zum Herzen seiner Klassengenossen zu finden.

Andererseits fehlen ihm freilich die formalen und sachlichen Bildungswerte, die die höheren Schulen und Universitäten ihren Besuchern mit ins Leben geben. Hier heißt es nun für den jungen Arbeiter, der einer erweiterten öffentlichen Wirksamkeit mit ihren mannigfaltigen Anforderungen zustrebt, das ihm in der Schule Vorenthaltene nachzuholen.

Wenn auch kein vernünftiger Mensch sich darüber aufhalten kann, daß einem Arbeiter beim gelegentlichen öffentlichen Auftreten grammatische Schnitzer unterlaufen, so wird doch jeder ernst Strebende darauf hinarbeiten, solche die

Spottlust der Hörer herausfordernden Mängel zu überwinden. Und wie im mündlichen, so wird er sich im schriftlichen Gebrauch der Sprache vervollkommnen müssen. Auch in dieser Hinsicht treten ja mannigfache Anforderungen an ihn heran. Er ist häufig genötigt, Berichte zu liefern oder Flugblätter, öffentliche Erklärungen usw. zu verfassen. Seine Mitarbeit an der Presse ist oft die Vorschule, die ihm den Weg öffnet zu einer journalistischen Stellung. Aber auch jede andere gehobene Berufstätigkeit erfordert eine gewisse Beherrschung des Hochdeutschen in Wort und Schrift. In den meisten größeren Orten ist heute Gelegenheit gegeben, billige Unterrichtskurse für deutsche Grammatik und Orthographie, Brief- und Aufsatzschreiben zu besuchen. Das versäume niemand, der darin Lücken auszufüllen hat. Man erlangt dadurch eine systematische Grundlage, von der aus man dann durch die praktische Uebung im Tageskampfe viel rascher zur sicheren Beherrschung der sprachlichen Regeln gelangt, als wenn man alles dem Zufall und der Zeit überläßt. Als Hilfsmittel zur Vervollkommnung im Gebrauch der Muttersprache leisten auch zum Selbststudium eingerichtete Sprachführer, Grammatiken, Wörterbücher und Rechtschreiblehren gute Dienste.

Sehr ratsam ist es auch, wenn der zu politischer Berufstätigkeit emporstrebende junge Arbeiter Gelegenheit sucht, sich etwas von fremden Sprachen anzueignen. Besonders sollte er sich einige Kenntnis des Französischen und Englischen erwerben. Er soll sich natürlich nicht soweit in solche Studien einlassen, daß seine ganze freie Zeit und Kraft dadurch in Anspruch genommen wird. Wenn er sich auch nur die Anfangsgründe dieser Sprachen aneignet, so ist das schon sehr viel wert, weil ihm bei der täglichen Lektüre zahlreiche Fremdwörter begegnen, die ihm viel zu schaffen machen, wenn er ihre Herkunft nicht kennt. Hat er sich dagegen die Elemente der französischen und englischen Sprache angeeignet, so weiß er sofort, wie die meisten dieser Worte auszusprechen sind und was sie bedeuten.

Außerdem ist zu beachten, daß die Arbeiterbewegung auch internationale Aufgaben von größter Tragweite hat. Die Notwendigkeit schriftlichen und mündlichen Meinungsaustausches zwischen den politischen, gewerkschaftlichen und ge-

nossenschaftlichen Organisationen der verschiedenen Länder läßt eine möglichste Verbreitung fremdsprachiger Kenntnisse dringend wünschenswert erscheinen. Auch lernt man durch das Studium fremder Sprachen die eigene Sprache besser verstehen und handhaben. Am Gegensatz der Fremdsprache zur Muttersprache in Grammatik und Ausdrucksweise wird einem erst die eigene Sprache völlig klar. Wer es also ermöglichen kann, der benutze alle sich in dieser Hinsicht bietenden Gelegenheiten.

§ 6. Das Lesen guter Bücher.

Neben der formalen Beherrschung der Muttersprache als des Werkzeugs, dessen sich der Redner bei seinem Wirken bedient, gehört zur unerläßlichen Vorbildung eine allgemeine Orientierung über die wichtigsten Gebiete des menschlichen Wissens. Kann nicht jeder, wie Lassalle von sich sagte, ausgerüstet sein mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts, so muß doch jeder, der für die Höherentwickelung des sozialen Lebens öffentlich wirken will, in allen dafür in Betracht kommenden Wissenszweigen soweit Bescheid wissen, daß er keinen Unsinn glaubt oder redet. Er muß eine die Hauptergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zusammenfassende, moderne Weltanschauung haben.

Die fruchtbarste Art, die Lücken seiner allgemeinen Bildung auszufüllen, ist und bleibt das Studieren im stillen Kämmerlein. Der Besuch von Vorträgen und Vortragskursen, von wissenschaftlichen Sammlungen, Museen und sonstigen belehrenden Ausstellungen ist gewiß auch eine sehr empfehlenswerte Sache. Kein ernstlich Strebender sollte sich solche Gelegenheiten zur geistigen Anregung und raschen Bereicherung seines Wissens entgehen lassen. Aber ihren richtigen Wert, ihre Festigung und vertiefte Zusammenfassung erhalten solche flüchtig erworbenen Kenntnisse doch nur durch intensive, nachdenkende Lektüre guter Bücher. Vieles, was vorher unverstanden blieb, klärt sich beim häuslichen Studium, wo man, die Stirne auf die Hand gestützt, bei den schwierigen Gedankengängen nachdenkend verweilen kann. Da wird die unverstandene Stelle wiederholt gelesen und jeder Satz durchdacht. Und gelingt es einem trotzdem nicht, in das Verständ-

nis einzudringen, so wird man weiter lesen und aus dem Folgenden das Vorhergehende zu begreifen suchen. So werden allmählich die härtesten Knorzen durchgesägt, und der Lernende merkt bald, wie ihm das Erfassen schwieriger Werke leichter wird, wie sein Verstand geschult, seine logische Denkfähigkeit geschärft wird. Darum wiederhole ich: *das ernste Studium guter Bücher aus eigener Kraft in ungestörter Klause ist die wichtigste, wirksamste Methode, sich geistig zu vervollkommnen.*

Eine sehr wichtige Uebung zur geistigen Vertiefung der Lektüre und zur Festigung ihrer Resultate im Gedächtnis ist das *Exzerpieren*, d. h. das schriftliche Herausziehen des Inhalts. Man lege sich beim Studium eines gehaltvollen Buches Papier und Schreibzeug zur Seite. Am Schluß jedes Paragraphen oder Abschnitts überdenke man ihn nochmals und mache sich den Gedankengang und Tatsachengehalt des Gelesenen in seinen Hauptzügen klar. Dabei muß man die Disposition, d. h. den inneren Aufbau, zu erfassen suchen und das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden lernen. Bei der Niederschrift hat man sich in der Kunst zu üben, mit möglichst wenig Worten auszukommen. Sie soll im „Lapidarstil" gehalten sein, das heißt nur aus kurzen, prägnanten Sätzen, Daten und Stichworten bestehen. Hat man auf diese Weise die Quintessenz des Buches in einem Auszug fixiert, so kann man sich jederzeit an Hand desselben den Inhalt wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Man gewöhnt sich durch diese Uebung an gründliches Nachdenken beim Lesen, man lernt große Gedankengänge überblicken, schärft den Geist und stärkt das Gedächtnis. An der Hand eines solchen Auszugs kann man auch ein mündliches Referat über ein interessantes Werk geben, was in kleinen Vereinsversammlungen oft mit Freuden begrüßt wird und eine gute Vorübung zur freien Rede ist.

Eine schwierige Frage für die Lektüre ist die Auswahl des Notwendigsten aus der übergroßen Fülle dessen, was der Büchermarkt aufweist und anpreist. Der junge Arbeiter, der angehende Referent, der doch in der Regel noch an eine anderweitige schwere Berufsarbeit gebunden ist und dessen

freie Zeit ebenso beschränkt ist wie seine Geldmittel, kann sich nicht den Luxus einer Lektüre leisten, die planlos in die Weite schweifend Wertloses und Wertvolles in wirrem Gemisch hinunterschlingt.

Im Anhang dieses Werkchens findet der Leser eine Zusammenstellung von Büchern, deren Studium dem nach allgemeiner und politischer Bildung Strebenden empfohlen werden kann. So beschränkt die Auswahl ist, so umfaßt sie doch notwendigerweise eine solche Fülle von Lern- und Lesestoff, daß ihre vollständige Bewältigung auf Jahre hinaus die freie Zeit eines sonst noch beschäftigten jungen Arbeiters in Anspruch nimmt. Daneben muß er ja auch noch Zeitungen lesen und sonstige Tagesliteratur verfolgen, um auf dem Laufenden zu bleiben. An ein Studium in einem Zug und nach einheitlichem Plan werden darum nur wenige denken können. Man wähle also aus den genannten Werken nach Bedürfnis und Gelegenheit aus diesem und jenem Gebiet eines zur Lektüre in den Mußestunden aus und suche es geistig zu verarbeiten. Im Laufe einiger Jahre wird man die Hauptsachen bewältigt haben; man wird finden, wie ein Wissensgebiet das andere ergänzt, wie der geistige Horizont sich nach allen Seiten hin aufhellt und weitet, wie der ganze Wissensstoff sich zu einem universalen Welt- und Lebensbild zusammenschließt.

Der Arbeiter wird sich die wenigsten der zur Durcharbeit empfohlenen Bücher aus eigenen Mitteln anschaffen können. Dazu langt's leider nicht. Für das meiste ist er auf öffentliche oder Vereinsbibliotheken angewiesen. In allen größeren Städten gibt es heute städtische oder von wissenschaftlichen Stiftungen oder Vereinen gegründete Bibliotheken, die jedermann zugänglich sind und die den Besuchern auch Leseräume zur unentgeltlichen Benutzung darbieten. Es ist selbstverständlich, daß der strebende Arbeiter sich den Weg zu diesen Instituten bahnt und sich das Gebotene zunutze macht. Weiß er, was er will, so wird er nicht der Gefahr unterliegen, sich dort allerlei unnützen oder tendenziösen Lesekram aufreden zu lassen. Für die Parteiliteratur stehen die Bibliotheken der Parteivereine und der Gewerkschaften zur Verfügung. Die nachfolgenden Bücherangaben können Fingerzeige sein, nach welchen Richtungen Ergänzungen des Bücherbestandes vorzu-

nehmen sind. Wenn aus den Kreisen der Mitglieder entsprechende Wünsche kommen, so wird das mit dazu beitragen, die Vereinsbibliotheken auch an den kleineren Orten bald zu einem Zeughaus zu machen, in dem der angehende politische Redner alles Notwendige findet, was er zu seiner geistigen Rüstung braucht.

Neben den öffentlichen und Vereinsbibliotheken braucht jeder geistig arbeitende Mensch aber auch eine eigene Bücherei. Dahinein gehören in erster Linie Nachschlagwerke, die man zur raschen Information jederzeit zur Hand haben muß, wie Wörterbücher, Sachlexika, Gesetz- und Rechtsbücher, politische Handbücher. Die Erfahrung lehrt dem einzelnen bald, was er in dieser Hinsicht am häufigsten und notwendigsten braucht. Bei der Anschaffung sonstiger Bücher mache man es sich zur Regel, nur Bücher zu kaufen, von deren dauerndem Nutzen man sich überzeugt hat, Bücher, die man in der Bibliothek kennen und schätzen gelernt hat, von denen man weiß, daß man sich mit wachsendem Nutzen immer wieder in sie vertiefen kann. Bei knappen Geldmitteln kann man nicht aufs Geratewohl oder auf Grund buchhändlerischer Reklame Bücher kaufen, die man nicht kennt, und die zuweilen nicht einmal ein einmaliges Lesen lohnen.

§ 7. Naturwissenschaft.

Eine allgemeine Bildung besitzen heißt: die großen ursächlichen Zusammenhänge von Welt und Leben, Natur und Kultur erkennen, das Ganze des äußeren und inneren Seins in seiner räumlichen und zeitlichen Entfaltung überschauen.

Eine solche Allgemeinbildung erstreckt sich in erster Linie auf die Naturwissenschaften. Man kann ebensowenig das technisch-wirtschaftliche wie das geistige Leben unserer Zeit verstehen, wenn man nicht die großen Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten der naturwissenschaftlichen Forschung kennt. Die Forschungsergebnisse in der Physik und Chemie, in der Geologie und Astronomie, in der Pflanzen- und Tierphysiologie, in der Biologie und Anthropologie sind so tiefgreifend, daß ein ganz neues Weltbild entstanden ist,

das in keiner Weise mehr mit dem naiven Vorstellungskreis vereinbar ist, der noch unseren Großvätern aus biblischen, griechisch-römischen und mittelalterlichen Unterrichtsstoffen angebildet wurde.

Die Naturforschung hat uns die große Erkenntnis gebracht, daß das Menschengeschlecht nur ein Zweig ist an dem einen Baume des gesamten organischen Lebens. Sie hat die Vorstellung einer plötzlichen „Erschaffung" des Menschen ersetzt durch die Einsicht, daß der heutige Mensch das Produkt einer Jahrmillionen umfassenden natürlichen Entwickelung ist, die ihren Ausgangspunkt von den gemeinsamen Urformen alles organischen Lebens genommen hat. Bedarf es auch noch der Aufklärung über viele Einzelpunkte und herrschen auch noch mancherlei Meinungsverschiedenheiten über die treibenden Kräfte dieser Entwickelung, so steht doch die Tatsache des gemeinsamen Stammbaumes des Menschen mit allen anderen Lebewesen fest.

Die Beweise dafür erbringt die Paläontologie, d. h. die Wissenschaft von den vorgefundenen Resten und Abdrücken der früheren Lebewesen in den Schichtlagen der Erdrinde, mit deren allgemeiner Erforschung sich die Geologie befaßt. Dazu zeigt uns die vergleichende Anatomie die verwandtschaftlichen Zusammenhänge im Bau der verschiedenen heutigen Tierarten und der nämlichen Tierart auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen durch den Lauf der Jahrhunderttausende. Des weiteren treten die Biologie (die allgemeine Erforschung der Lebenserscheinungen) und ihr Spezialzweig, die Embryologie, mit ihren Beweisketten hinzu. Sie brachten die epochemachende Erkenntnis, daß jedes menschliche Individuum sich auch heute noch aus den primitivsten Lebensformen, aus zwei lebenden Zellen, die sich bei der Zeugung in eine verschmelzen, entwickelt und daß seine weitere Ausbildung im Mutterleib in großen Zügen noch einmal die Entwickelungsbahn andeutet, die das ganze Geschlecht im Laufe ungeheurer Zeiträume durchlaufen hat. Diese von Ernst Haeckel zuerst klar erkannte und ausgesprochene Wahrheit, das sogenannte „biogenetische Grundgesetz", hat die biblischen Mythen über die Entstehung des Menschen endgültig abgetan.

Die Entstehungsgeschichte des Menschen mündet in den Werdegang alles Lebens und in den großen Zusammenhang alles Seins überhaupt. Mit dem Mikroskop bewaffnet dringt das Auge des Chemikers und Naturforschers in die Unendlichkeit des Kleinen vor, indes der Astronom mit dem Riesenfernrohr die Unermeßlichkeit des Weltalls durchsucht, und sie begegnen einander in der Erkenntnis, daß die gleichen Grundstoffe und Grundgesetze im Kleinsten wie im Größten wirken. Ist der Anblick des funkelnden Sternenhimmels für den Ungebildeten ein Schaustück, das er in kindlich gedankenloser Bewunderung anstaunt, so steht der denkende Menschengeist erschauernd vor dem entschleierten und doch unerfaßbaren Ewigkeitsdasein in Raum und Zeit, und sinnend liest er in dem aufgeschlagenen Schicksalsbuch der Welten, unter denen unser Erdenschifflein wie ein winziges Stäubchen dahinwirbelt. Wie das Weltkörperchen entstanden ist, auf dem das Menschengeschlecht mit all seinen Schmerzen, Wünschen und Zielen durch den Weltenraum dahinrast, wie sich die Bedingungen für organisches und weiter für kulturelles Leben auf ihm entwickelten und wie es vermutlich einmal mit ihm enden wird — welcher tiefer veranlagte Mensch möchte darüber nicht seine Vorstellungen weiten und klären. Und wie unendlich viel erhabener, befreiender und veredelnder wirken die Ergebnisse der wissenschaftlichen Welterforschung auf den Menschengeist als die naiven Kinderphantasien altjüdischer Schöpfungsgeschichte!

Die Kenntnis der Erscheinungen und Gesetze der Natur bildet nicht nur das Fundament einer modernen Geistesbildung, sie gibt uns auch die Mittel und Wege an zu einer zweckmäßigen Pflege des menschlichen Körpers. Die Kultur unseres leiblichen Menschen, die Entwickelung seiner physischen Kräfte und Anlagen, die Erhaltung seiner Gesundheit sind Vorbedingungen voller Lebensfreude und Schaffensfähigkeit. Die Vereinigung verfeinerter Geisteskultur mit körperlicher Unkultur gibt ein häßliches Zerrbild von Menschtum. Dieser Folgeerscheinung der Verachtung und Verächtlichmachung des „Fleisches", wie sie im mittelalterlichen Christentum gepredigt wurde, begegnet man auch heute noch auf Schritt und Tritt. Die Sozialdemokratie will auch hier

Bahnbrecherin einer höheren Kultur sein. Aus den Lehren der Gesundheitswissenschaft leitet sie ihre Forderungen der Arbeitshygiene, des Frauen- und Kinderschutzes, der Mutter- und Säuglingsfürsorge und der allgemeinen Volksgesundheitspflege her.

§ 8. Geschichte.

Zeigt uns die Naturwissenschaft den Menschen als Produkt und Teil des Naturganzen, so beschäftigt sich die Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes mit der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Das Heraufkommen von der Affenmenschenherde bis zu dem Werkzeuge gebrauchenden Menschenstamm, die Entfaltung der gesellschaftsbildenden Kräfte, der Gemeinschaftsarbeit, der Sprache, der Sitten und Ordnungen sind Gegenstände der urgeschichtlichen und völkerkundlichen Forschung. Da, wo größere, fester gefügte Staatenbildungen auftreten, setzt die Geschichte im engeren Sinne ein. Die fruchtbaren Stromtäler in Süd-Ostasien, Indien, Mesopotamien und Aegypten erscheinen als die Wiegen der ältesten Kulturstaaten großen Maßstabes. Hier war zuerst die Grundbedingung aller höheren Kultur, die relative Reichlichkeit und Sicherheit der Nahrungsbeschaffung gegeben. So konnten seßhafte Massenvölker mit wirtschaftlicher Arbeitsteilung und fester sozialer, politischer und religiöser Organisation entstehen. Der naturwüchsige Kampf um die Futterplätze, der die wilden Menschenhorden sich wütend aufeinanderstürzen ließ und die umherschweifenden halbwilden Jäger- und Hirtenstämme in Vernichtungskämpfe verstrickte, erweitert sich nun zu Eroberungs- und Verteidigungskriegen organisierter Völkerheere. Dazu treten die inneren Kämpfe der einzelnen Volksteile um Rechte und Vorteile im Gefüge des Staatsganzen. In diesen äußeren und inneren Kämpfen brechen alte Staatsbildungen zusammen und andere erheben sich, um aus Altem und Neuem höhere, zweckmäßigere Gesellschaftsgebilde zu schaffen. Noch nirgends zwar ist es im Laufe der Jahrtausende gelungen, das Problem einer vollendeten, d. h. alle Glieder befriedigenden Staats- und Gesellschaftsorganisation zu lösen. Aber bei allen Mängeln, Irrungen und Rückschlägen ist doch in diesem

großen Völker- und Menschheitsringen eine Entwicklung, ein Vorwärts in der Richtung auf höhere Zweckmäßigkeit nicht zu verkennen.

Der Geschichtswissenschaft ist die Aufgabe gesetzt, den kulturellen Werdegang des Menschengeschlechts in allen seinen Einzelzügen und in seiner Gesamtheit aufzuzeigen. Sie soll uns lehren, die Zeitverhältnisse, in die hinein wir geboren werden, als Gewordenes zu begreifen. Die Fäden, die aus der Vergangenheit kommend den Einschlag bilden im Gewebe der Gegenwart, sind Leitfäden für das Vorverständnis der kommenden Zeit.

Aber mehr noch als im Gebiet der Naturentwicklung kämpft die Wissenschaft auf dem Gebiet der menschheitlichen Geschichte mit Schwierigkeiten objektiver und subjektiver Art. Die Quellen geschichtlicher Forschung fließen für die ältere Zeit spärlich, und für die neuere Zeit sind sie fast durchweg durch subjektive Tendenzen getrübt. Stärker noch als die jeweils zeitgenössischen Chronisten lassen sich oftmals die späteren Darsteller bei Bearbeitung des überlieferten Stoffes von bestimmten sozialen, politischen oder religiösen Absichten leiten. Daß die erste, notwendigste und vornehmste Aufgabe der Geschichtschreibung die objektive Feststellung des Geschehenen sei, wird bewußt oder unbewußt mißachtet. Darum muß der denkende Leser allen geschichtlichen Werken gegenüber auf der Hut sein; er muß stets zu unterscheiden trachten zwischen dem wirklich als geschehen Festgestellten und den Ansichten und Betrachtungen des Verfassers über das Geschehene. Der geschichtliche Tatsachenbestand, die Kenntnis der überlieferten gegenständlichen und schriftlichen Geschichtsdokumente ist das Rückgrat jeder historischen Bildung. Das Geschichtswerk, das möglichst diese Urkunden selbst zum Leser sprechen läßt, ist immer das beste.

Unsere Schulen, niedere wie höhere, vermittelten seither durchweg eine von den Interessen der Herrschenden diktierte Geschichtslehre. Demgegenüber ist das Studium objektiverer Darstellungen doppelt notwendig. So große Bedeutung das bewußte Wollen einzelner, durch Stellung oder geniale Beanlagung mächtiger Persönlichkeiten für den Werdegang der Menschheit auch hat, Tempo und Richtung großer geschicht-

licher Bewegungen, der tiefgreifenden Veränderungen in der sozialen, politischen und geistigen Verfassung der Volks- und Völker*massen* sind doch letztlich bestimmt durch objektive Ursachen, durch Veränderungen in den materiellen Existenzgrundlagen breiter Volksschichten. Die geschichtlichen Ereignisse als Entwickelungsnotwendigkeiten zu erkennen, sie in ihren Ursachen und Zusammenhängen zu begreifen, ist das Ziel historischer Forschung.

§ 9. Philosophie und Religion.

Naturwissenschaft und Geschichte wollen den gesamten Bestand und Zusammenhang der Dinge in Raum und Zeit erforschen und darstellen. Daneben gibt es noch eine dritte, ganz anders geartete Wissenschaft: die *Philosophie*. Sie nimmt die räumlich-zeitliche Welt der Dinge nicht als schlechtweg gegebenes Objekt ihrer Forschung hin, sondern sie geht von dem erkennenden Subjekt aus; sie stellt das menschliche *Bewußtsein* als das vermittelnde Organ aller unserer Erkenntnisse von den Dingen in Raum und Zeit (einschließlich unseres eigenen Körpers) an den Ausgangspunkt der Betrachtung. Alles, was wir wissen und jemals wissen können, wird uns vermittelt durch unser Bewußtsein. Nichts wissen wir *unmittelbar*, alles muß hindurch durch das Medium unseres Erkenntnisorgans. Dieses Instrument funktioniert nur gemäß seiner Konstruktion; die Erkenntnisse, die es uns vermittelt, tragen den Stempel dieser Struktur. In allen unseren Bewußtseinsinhalten stecken Bestandteile, die nicht aus dem erkannten Objekt, sondern aus dem erkennenden Subjekt stammen. Die Vorstellungen von Raum und Zeit, sowie die allgemeinsten logischen Denknormen, in denen alles Erkenntnis*material* sich uns darstellt, sind solche subjektiven Zutaten, d. h. Formprägungen, die der Struktur unseres Bewußtseins entspringen. Wir wissen nicht, können *nie* wissen, wie die Dinge „*an sich*", d. h. außerhalb jener Erkenntnisformen gedacht sind. Wir sind genötigt, will sagen, unsere geistige Organisation nötigt uns zwar die Vorstellung auf, daß den Dingen außerhalb unseres Bewußtseins „Existenz" zukomme; aber wir können uns gar keine Vorstellung

davon machen, welcher Art dieses An-sich-sein sei, weil jede Vorstellung, die wir uns davon machen, immer wieder nur in der Formprägung unseres Bewußtseins geschehen kann. So wenig wie unser Körper kann unser Geist aus der eigenen Haut (will sagen: aus der ihm eigentümlichen Funktionsweise) fahren. Es ist das unsterbliche Verdienst des Königsberger Philosophen Immanuel Kant (1724 bis 1804), in seiner „Kritik der reinen Vernunft" diese generelle Schranke alles menschlichen Wissens aufgezeigt zu haben.

Die Kantsche Erkenntnistheorie leitete eine völlige Umwälzung des geistigen Lebens ein. Alle metaphysischen (d. h. ins Reich des „Uebernatürlichen" schweifenden) Spekulationen über Gott und Welt, Seele, Unsterblichkeit usw., die von der naiven Voraussetzung ausgingen, daß unser Bewußtsein eine wesenstreue „Spiegelung" des Seins sei, brachen damit in sich zusammen. Den „Gottesbeweisen" und sonstigen übernatürlichen „Wahrheiten" der Theologen aller Richtungen wurde jeder Anspruch auf wissenschaftliche Beweiskraft ein für allemal genommen. Aber auch den „naturphilosophischen" Ausflügen ins Gebiet der Metaphysik, wie sie von philosophisch ungebildeten Naturforschern unternommen wurden, ist durch die Kantsche Erkenntnistheorie jede wissenschaftliche Beglaubigung entzogen. Auch ihnen gegenüber gilt das nonliquet — das heißt: unser Erkenntnisorgan reicht nicht — der kritischen Philosophie.

Es mag dem menschlichen Gemüt schwer fallen, sich damit abzufinden. Mancher verzweifelnde Wahrheitssucher, der „mit heißem Bemühn" alle Gebiete des Wissens durchforscht hat, seufzt mit Goethes Faust: „Und sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen." Gleich jenem versucht er dann vielleicht durch „Magie" zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält"! Einerlei, ob sich diese Versuche mehr als Theologie oder als Naturphilosophie, pantheistischer oder atheistischer Prägung, geben oder ob sie sich Theosophie, Spiritismus, Okkultismus usw. nennen, die Resultate haben keinerlei Anspruch auf Wahrheit in wissenschaftlichem Sinne. Es sind Produkte kombinierender Phantasie, erzeugt aus Wünschen und Bedürfnissen des menschlichen Gemüts.

Auf dem Boden dieser Erkenntnis stehend wird man auch das richtige Verhältnis zu den religiösen Erscheinungen im öffentlichen Leben gewinnen. Der religiöse Glaube im Sinne oder im Gegensatz zu irgendeiner Kirchenlehre sei Privatsache! Wer dessen zur Befriedigung seiner innersten Gemütsbedürfnisse im Leben und Sterben bedarf, dem soll er unangetastet bleiben. Die Freiheit der Weltanschauung gehört zum vollen Recht auf die eigene, innere Persönlichkeit. Soweit die Lehrgebäude der verschiedenen Religionsgemeinschaften in das Gebiet der Naturwissenschaft eingreifen (wie dies z. B. durch die jüdische Schöpfungsgeschichte oder die neutestamentlichen Wundererzählungen geschieht), werden sie mit der Ausbreitung naturwissenschaftlichen Wissens in sich zusammenbrechen. Ebenso wird den religionsgeschichtlichen Legenden der Boden entzogen durch die wissenschaftliche Geschichtsforschung und die Verbreitung ihrer Ergebnisse in der Volksmasse. Mit der allgemeinen Erziehung zu naturwissenschaftlichem, geschichtswissenschaftlichem und erkenntniskritischem Denken, die durch eine entsprechende Um- und Ausgestaltung unseres gesamten Schulwesens zu erstreben ist, wird der religiöse Wunder- und Legendenglaube absterben. Die Religion selbst wird freilich mit dem Hinsiechen ihrer verschiedenen historisch-dogmatischen Ausgestaltungen schwerlich verschwinden. Da die Wissenschaft den Rätselgrund des eigenen Ichs unaufgehellt läßt, so wird die Phantasie nicht von den Versuchen ablassen, das Bedürfnis nach letzter Aufklärung unseres geistigen und nach höchster Beruhigung unseres gemütlichen Innenlebens durch metaphysische Konstruktionen mit oder ohne Gottesidee zu stillen.

Faßt man aber das Wesen der Religion von der praktischen Seite als tat- und opferfreudige Liebe zum Mitmenschen auf, so ist der im Kampfe für den Fortschritt der politischen und gesellschaftlichen Zustände sich betätigende Idealismus „Religion" im besten Sinne des Wortes. In diesem Sinne ist die sozialistische Bewegung als die mächtigste religiöse Kraftäußerung unserer Zeit anzusehen. Der in ihr lebende Idealismus ist im innersten Wesenskern identisch mit der Kraft, die den Idealisten von Nazareth befähigte, im Kampfe gegen die Herrschenden seiner Zeit den Kreuzesweg zu gehen.

Darum ist die Sozialdemokratie auch in religiöser Hinsicht nicht rein negativ, kritisierend und zerstörend. Sie ist auch hier die Trägerin einer positiven, erneuernden, veredelnden Bewegung. Wer sich dessen bewußt ist, wird wissen, was er auf Angriffe zu sagen hat, die von gewissen Vertretern kirchlicher Organisationen gegen uns geschleudert werden. Er wird nötigenfalls den Spieß umkehren, wird den inneren Verfall der Religion in den zur weltlichen Macht gelangten Kirchen aufzeigen, wird ihren metaphysischen Dogmengebäuden die praktische Religion, die Liebe zu einem höheren Menschheitsideal entgegenhalten.

Nicht jeder hat Neigung und Anlage zu philosophischen und religiösen Betrachtungen. Man kann auch ohne Spekulation über den Untergrund der Lebenserscheinungen seinen Mann stellen in der praktischen Kampfarbeit um die sichtbar gesteckten Ziele. Wer aber Begabung und Neigung zu philosophischer Vertiefung seiner Welt- und Lebenserkenntnis in sich fühlt, der halte sich nicht mit der Lektüre populärer kleiner „Einleitungen in die Philosophie" oder ähnlich betitelter Werkchen auf. Sie sind größtenteils für den Anfänger schier unverdaulich. Ein wirkliches Verständnis ernsthafter Philosophie läßt sich eben nicht in „leichtverständlichem" Schnellunterricht beibringen. Dem ungeschulten Denkorgan ist nur ein langsames, schrittweises Eindringen in die Gedankenarbeit bedeutender Philosophen möglich; und nur auf diesem Wege gewinnt das eigene Denken allmählich die Schulung und Klärung, die zur Beurteilung philosophischer Probleme und Lösungen befähigt. Der längere Weg ist auf diesem Gebiet der leichter gangbare und darum auch der kürzere.

§ 10. Kunst und schöne Literatur.

Schließlich gibt es noch ein besonderes Gebiet der Allgemeinbildung, das der Kunst und schönen Literatur. Strebende Parteigenossen mögen nicht versäumen, die ihnen erreichbaren Kunstsammlungen, gute Konzerte, Theatervorstellungen usw. zu besuchen. Auch das gehört zum Verständnis des Lebens und zur Kultur der eigenen Persönlichkeit.

Insbesondere aber lese man in den Stunden der Muße und der Erholung die hervorragendsten Werke der großen Dichter-Denker der Weltliteratur. Sie sind eine unerschöpfliche Quelle geistiger Bereicherung und innerer Kultur. Diese Werke sind zugleich eine hohe Schule des Ausdrucks, eine Fundgrube von Lebenswahrheiten in feinster Prägung. An den großen Meistern der Sprache kann der Redner sein eigenes Sprachgefühl bilden und ohne in die üble Gewohnheit der Zitatenhäufung zu verfallen, kann er doch aus dieser Schatzkammer manchen scharfgeschliffenen Kerngedanken als Diamantschmuck für die eigene Rede entnehmen.

III. Kapitel.

Die politische Fachbildung.

§ 11. Sozialistische Theorie.

Neben der allgemeinen Bildung muß sich jeder sozialdemokratische Redner eine gründliche Spezialbildung aneignen. Als Vorkämpfer der sozialistischen Bewegung muß er deren Theorie, Programm und Geschichte genau kennen. Auch das ist ein weites Gebiet des Wissens, und die Fülle der Literatur ist so groß, daß der Anfänger, will er sich nicht verlieren, einer Wegweisung bedarf.

Da ist in erster Linie zu lesen das Erfurter Programm, das 1891 nach dem Fall des Sozialistengesetzes beschlossen wurde und zurzeit noch in Geltung ist. Die theoretischen Grundgedanken des Erfurter Programms entstammen dem genialen Werke von Karl Marx „Das Kapital". Das Ganze umfaßt drei Bände. Der erste im Jahre 1867 erschienene Band behandelt den Produktionsprozeß des Kapitals, d. h. die Frage, wie das in der Gütererzeugung angelegte Geld mehr Geld erzeugen kann. Die von Marx gegebene Lösung ist die „Mehrwertstheorie". Der zweite Band (1885) behandelt den Zirkulationsprozeß des Kapitals, der dritte (1894) den Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. Sie sind durch Friedrich Engels herausgegeben worden auf Grund von hinterlassenen Manuskripten von Marx, der im Jahre 1883 starb. — Eine sehr gute Einführung in das Verständnis der sozialistischen Gedankenwelt bietet die Schrift von Engels: „Die Entwickelung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft". Sie gibt einen vergleichenden Ueberblick über die älteren sozialistischen Systeme und entwickelt das Wesen des modernen, wissenschaftlichen Sozialismus.

Zu den Schriften, die jeder Sozialdemokrat auch heute noch lesen muß, gehört das von Marx und Engels gemeinsam verfaßte, am Vorabend der Revolution von 1848 erschienene

„Kommunistische Manifest". In ihm wurden die prinzipiellen und taktischen Grundgedanken des proletarisch-sozialistischen Klassenkampfes zum ersten Male in Deutschland verkündet. So wenig der Inhalt dieser vor 60 Jahren geschriebenen Schrift heute noch in allen Einzelheiten Gültigkeit haben kann, so behält das Manifest doch eine dauernde historische Bedeutung. Man muß es kennen, um das Wesen und die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zu verstehen. Die lapidaren Sätze des Kommunistischen Manifests waren die Trompetenstöße, die die neu entstandene industrielle Arbeiterklasse in die politische Arena riefen zum Kampf für ihre wirtschaftliche, politische und soziale Emanzipation.

Die am Schluß des Kommunistischen Manifests ausgesprochene Prophezeiung, daß der siegreichen bürgerlichen Revolution eine ebensolche proletarische Revolution auf den Fersen folgen werde, traf bekanntlich nicht ein. Der bürgerlichen Revolution folgte die feudale Reaktion der 50er Jahre, die auch die Ansätze der proletarischen Revolutionsbewegung auf Jahre hinaus erstickte. Marx, Engels, Liebknecht und andere Kämpfer der proletarischen Revolution weilten im Exil. Erst zu Beginn der 60er Jahre setzte die Bewegung wieder ein. Ferdinand Lassalle hatte seine mächtige Stimme erhoben, und Tausende scharten sich begeistert um das neu aufgepflanzte Banner einer selbständigen Arbeiterpartei. Die Schriften Lassalles sind ausgezeichnet durch ihren klaren, glänzenden Stil. Es ist ein Genuß, sie zu lesen, und wenn sie heute auch in manchen Punkten überholt und veraltet sind, so bleibt ihre Lektüre doch von hohem bildenden Wert. Besondere Hervorhebung verdient sein „Arbeiterprogramm", das „den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" entwickelt. Es ist eine geschichtsphilosophische Begründung der neuen, auf sozialistischer Grundlage sich aufbauenden Gesellschaft, die Lassalle bekanntlich durch das Mittel der Produktiv-Assoziationen ins Leben rufen wollte. Nicht minder bemerkenswert und historisch bedeutsam ist das „Offene Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig". Von diesem Leipziger Komitee war Lassalle ersucht worden, er möge seine

Gedanken über die Arbeiterbewegung niederschreiben. Er erfüllte diese Bitte durch das genannte Antwortschreiben, in dem er die Ziele und Forderungen darlegte, wie sie damals der Bewegung vorschwebten.

Ein weiteres Buch von historischer Bedeutung ist August Bebels „Die Frau und der Sozialismus". Dieses Werk packt das ganze soziale Elend von der Frauenfrage aus an und gelangt von da zu einer allgemeinen Darlegung der sozialistischen Lehre. Dabei entwirft Bebel auch in kühnen Strichen das Bild einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft. Können solche Entwürfe, wie Bebel selbst betont, keinen parteiverbindlichen oder streng wissenschaftlichen Charakter haben, so bieten sie doch mancherlei interessante Ausblicke und Anregungen.

Wer sich durch das Studium der Schriften der großen Bahnbrecher der modernen Arbeiterbewegung die Kenntnis der sozialistischen Theorie angeeignet hat, der glaube nun aber nicht, damit seine geistige Tätigkeit auf diesem Gebiet ein für allemal abgeschlossen zu haben. Die sozialistische Theorie soll nichts anderes sein wie die wissenschaftliche Erfassung der Tatsachen, Zusammenhänge und Entwickelungstendenzen des lebendigen gesellschaftlichen Lebens. Sie kann darum niemals abgeschlossen sein, solange ihr Erkenntnisobjekt, das gesellschaftliche Leben selbst, in steter Fort- und Umbildung begriffen ist. Neue Tatsachen ergeben sich, neue Zusammenhänge werden erkannt, neues statistisches Material wird zutage gefördert, das im Widerspruch steht mit früher gezogenen, für allgemein gültig gehaltenen theoretischen Schlüssen. Daraus ergibt sich dann die Notwendigkeit erneuter kritischer Prüfung, die unter Umständen zur Korrektur mehr oder minder tiefgreifender Sätze der Theorie führt. Dabei fehlt es meist nicht an Meinungsverschiedenheiten der theoretisch tätigen Schriftsteller untereinander. Kein Kopf, selbst nicht der genialste, kann alle Gebiete beherrschen; jeder urteilt mehr oder minder einseitig. Kein Wunder, daß die Geister dann aufeinanderplatzen und die theoretische Fortbildung harte Kämpfe kostet. Das ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung alles geistigen Fortschritts, aller gesunden Entwickelung in Leben und Wissenschaft.

§ 12. Geschichte der sozialistischen Bewegung.

Die Parteigeschichte birgt einen reichen Schatz politischer Lebenserfahrung. Ihre Kenntnis bewahrt vor jener naiven Ueberschätzung der eigenen Einfälle, mit der jugendliche Gemüter oft an die schwierigsten Dinge herantreten, ohne zu ahnen, daß andere lange vor ihnen sich schon viel gründlicher damit beschäftigt haben. Der jungen Mannschaft erschließt die Parteigeschichte auch das tiefere Verständnis für das Wesen und Wirken der im Dienste der Sache ergrauten Vorkämpfer, deren Lebenswerk sie weiterzuführen berufen sind.

Die ersten kräftigeren Ansätze der modernen Arbeiterbewegung auf deutschem Boden führen in das Jahr 1848. Zwar handelte es sich bei der damaligen revolutionären Erschütterung in der Hauptsache um einen Kampf des besitzenden und gebildeten Bürgertums, des dritten Standes, um staatliche Gleichberechtigung. Aber der vierte Stand, die Masse der unbemittelten Lohnarbeiter, trat doch schon mit eigenen Arbeiterforderungen auf den Plan, die in Gesellenversammlungen und Kongressen formuliert wurden. Karl Marx hat die inneren Ursachen und Kräfte, die für den Verlauf jener Sturmjahre von ausschlaggebender Bedeutung waren, in seinen beiden Schriften „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" und „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850" dargelegt. Die letztgenannte Schrift hat noch eine besondere Bedeutung erhalten durch die ihr bei der Neuherausgabe im Jahre 1895 beigegebene Einleitung von Friedrich Engels. In dieser hat Engels das Resumee aus der geschichtlichen Erfahrung gezogen, die ihm die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts gebracht hatte.

Nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Freiheitsbewegung von 1848-49 beherrschte die Reaktion das Feld. Erst in den 1860er Jahren gewann die fortschrittliche Gegenströmung wieder Kraft. Auch die Arbeiterdemokratie trat jetzt auf den Plan. Es gab zwei Richtungen in ihr. Neben dem 1863 von Lassalle gegründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" entwickelte sich allmählich aus der Verbindung der deutschen Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine eine zweite sozialistische Strömung,

die 1868 auf dem Nürnberger Vereinstage die Mehrheit erlangte. Ein Jahr später gründete diese Richtung unter Führung von Liebknecht und Bebel in Eisenach mit Unterstützung einer größeren Zahl aus dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" ausgetretener Mitglieder die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands". Sie bekannte sich zum Programm der „Internationalen Arbeiterassoziation", die im September 1864 zu London unter der geistigen Leitung von Karl Marx gegründet wurde, um die Arbeiterschaft aller Kulturländer zu zielbewußter Kampfgemeinschaft zu vereinigen. Diese entfaltete eine weittragende Propaganda, litt aber unter inneren gegensätzlichen Strömungen. Vertreter der anarchistischen Ideen Proudhons und Bakunins kämpften mit den Anhängern von Karl Marx um die Führung. Der deutsch-französische Krieg 1870-71 zerriß sie noch mehr.

Die französische Arbeiterbewegung durchlebte im Jahre 1871 eine revolutionäre Episode in der Pariser Kommune. Die geschichtliche Bedeutung jener Ereignisse hat Karl Marx in „Der Bürgerkrieg in Frankreich" geschildert. Diese ursprünglich nur aus der „Adresse des Generalrats der internationalen Arbeiterassoziation" vom 9. September 1870 bestehende Schrift ist in späterer Auflage vermehrt worden durch die beiden Adressen des Generalrats über den deutsch-französischen Krieg und durch eine wertvolle historisch-kritische Skizze über die Kommune von Friedrich Engels.

Auch für die sozialdemokratische Bewegung in Deutschland hatte der Krieg 1870-71 Erschütterungen und Kämpfe im Gefolge. Der innere Zwiespalt über die Stellungnahme zu den Kriegskrediten, die Verhaftung des Parteiausschusses und später der Hochverratsprozeß gegen Bebel, Liebknecht und Hepner bilden Wegmale für die Parteigeschichte jener Jahre. In dem umfassenden, als Buch erschienenen Bericht über den Leipziger Hochverratsprozeß findet sich ein reichhaltiges Quellenmaterial über die Jugendzeit der deutschen Sozialdemokratie.

Im Jahre 1875 schlossen sich die Lassallesche und die Eisenacher Richtung auf dem Gothaer Einigungskongreß zusammen. Das damalige Programm der ge-

einigten Partei hat Wilhelm Liebknecht in der Broschüre „Was die Sozialdemokraten sind und was sie wollen" abgedruckt und entwickelt. Es war das Produkt eines Kompromisses zwischen den beiden Richtungen. Eine mächtige Aufwärtsbewegung folgte der Einigung.

Mit dem Jahre 1878 aber brach eine Zeit schlimmster Verfolgungen über die Partei herein. Bismarck setzte das Sozialistengesetz durch, und länger als zwölf Jahre lastete das Ausnahmerecht auf der Bewegung. In das innere Parteileben in dieser Zeit schwerster Opfer und Kämpfe hat Ignaz Auer in dem Schriftchen „Von Gotha bis Wyden" wertvolle Einblicke gegeben.

Nach der siegreichen Ueberwindung des Schandgesetzes gab sich die auf fast 1½ Millionen angewachsene Partei in Halle (1890) eine neue Organisation und in Erfurt (1891) ein neues Programm. Von nun ab bilden die Parteitagsprotokolle die besten Quellen für das Studium der inneren Geschichte unserer Bewegung.

Mit dem Wegfall des ausnahmegesetzlichen Zustandes trat die Bewegung der sogenannten „Jungen" an die Oberfläche. Sie richtete sich gegen die Entwickelung der Partei zur parlamentarischen Taktik und versuchte, statt dessen die Kampfmethode der direkten Aktion zur Anerkennung zu bringen. Durch den Ausschluß der hauptsächlichsten Wortführer (Erfurt 1891) brachte die Partei diese anarchosozialistische Episode zum Abschluß.

Eine andere bedeutsame Auseinandersetzung gab es in Erfurt mit Georg v. Vollmar, der nach den Februarerlassen Wilhelms II. (1891) in München zwei Reden gehalten hatte, in denen er empfahl, alle Kraft der Partei zunächst einmal auf die Durchsetzung einiger wichtigster demokratischer Forderungen zu konzentrieren. Die beiden Reden sind in dem Schriftchen „Ueber die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie" zusammengefaßt. Der Erfurter Parteitag lehnte die Vollmarschen Vorschläge ab. Noch in engstem Zusammenhang damit stand die eingehende Diskussion über den Staatssozialismus auf dem Berliner Parteitag (1892).

Auf dem Kölner Parteitag (1893) wurde die Frage der Hineinziehung der landwirtschaftlichen Bevölkerung in

den Bannkreis der sozialdemokratischen Bewegung zum ersten Male aufgerollt. Der Frankfurter Parteitag (1894) hörte zwei eingehende Referate über dieses Thema von Schoenlank und Vollmar, und betraute eine 15gliedrige Kommission mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines sozialdemokratischen Agrarprogramms. Die Vorarbeiten und der endgültige Vorschlag der Kommission sind in dem Breslauer Parteitagsprotokoll (1895) abgedruckt. In Breslau kam es zu einer sehr heftigen Debatte über die ganze Agrarfrage, die mit der Verwerfung der Agrarprogrammvorschläge endete.

Eine auf die allgemeine Revision der sozialistischen Theorie ausgehende Bewegung setzte mit einer Artikelreihe Eduard Bernsteins in der „Neuen Zeit" 1897 und 1898 ein. Die Parteitagsprotokolle von Stuttgart (1898), Hannover (1899) und Lübeck (1901) enthalten reichliches Material darüber. In engem Zusammenhange mit diesen Meinungsgegensätzen über wichtige theoretische Lehrsätze entwickelten sich auch bedeutsame Gegensätze in taktisch-praktischer Hinsicht. Sie prallten auf dem Parteitag in Dresden (1903) hart aufeinander und setzten sich fort in den Debatten über den politischen Massenstreik in Jena (1905) und Mannheim (1906) sowie in den heftigen Auseinandersetzungen über die Budgetbewilligungsfrage in Nürnberg (1908) und Magdeburg (1910).

So heftig diese inneren Kämpfe auch waren, so konnten sie doch weder das innere Gefüge der Partei sprengen noch ihr äußeres Wachstum aufhalten. Ihre Anhängerschaft wuchs von Jahr zu Jahr. Die Reichstagswahlen von 1893 — 1898 — 1903 — 1907 brachten ihr 1,787 — 2,107 — 3,011 — 3,259 Millionen Stimmen. Bei der Wahl von 1912 schnellte ihre Wählerzahl auf 4,250 Millionen empor. Ueber ein Drittel der abgegebenen Stimmen fielen ihr zu. Mit 110 Mandaten zog sie in das deutsche Reichsparlament ein. Aus einer verachteten, mit allen Machtmitteln der herrschenden Gewalten bekämpften Sekte war die Sozialdemokratie zur weitaus stärksten politischen Partei geworden.

Der Weltkrieg legte das Schicksal des deutschen Volkes mit in ihre Hand. Die Entschließung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 4. August 1914 und die von der

Partei während des Krieges innegehaltene Politik waren von weltgeschichtlicher Tragweite. Das Wohl des eigenen Volkes und das hohe Ideal einer wieder versöhnten, dauernd unfriedeten Menschheit waren ihre Leitsterne.

Nicht ohne innere Kämpfe hat die deutsche Sozialdemokratie diese, ihre nationale und ihre internationale Pflicht vereinende, Politik durchhalten können. Eine kleine, schon am Beginn des Krieges die Ablehnung der Kriegskredite fordernde Gruppe von Fraktionsmitgliedern trat im weiteren Verlauf des Krieges in immer schärferen Gegensatz zur Mehrheit der Fraktion und trennte sich am 24. März 1916 auch äußerlich von ihr, um als „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft" ein parlamentarisches Eigendasein zu führen. Auf der vom 21. bis 23. September 1916 in Berlin tagenden Reichskonferenz der Sozialdemokratie Deutschlands gelangten die Meinungsgegensätze zur ausgiebigsten Behandlung. Eine Ueberbrückung erwies sich als unmöglich. Mit großer Mehrheit bekannte sich die Konferenz zum Grundsatz der Landesverteidigung und der aus ihm abgeleiteten Politik der Fraktion. Die Minderheit lehnte es ab, sich dem Mehrheitswillen zu beugen und schritt zur Begründung einer eigenen Parteiorganisation unter dem Namen „Unabhängige Sozialdemokratische Partei". Neben dieser begründeten zwei noch radikalere Parteigruppen die „Internationalisten" und die „Kommunistische Partei", auch „Spartakusbund" genannt, ihre Sonderexistenz.

Die alte, die gewaltige Mehrheit der Anhänger in sich vereinigende Sozialdemokratische Partei legte auf dem Parteitag zu Würzburg, vom 14. bis 20. Oktober 1917, Rechenschaft über ihre Kriegs- und Friedenspolitik ab. Das Protokoll, dem die Berichte des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion über die drei ersten Kriegsjahre sowie eine umfassende Denkschrift über die nächsten Aufgaben der Partei beigegeben sind, bildet die ergiebigste Informationsquelle über die politische Betätigung der Sozialdemokratie in den drei ersten Jahren des Weltkriegs.

§ 13. Die politische Praxis der Sozialdemokratie.

Zur Kenntnis der Theorie und Geschichte der Partei tritt als dritter notwendiger Bestandteil der Fachbildung eines

sozialdemokratischen Politikers das Beschlagensein in den Fragen der Gegenwartspolitik. Er muß Bescheid wissen über die Tätigkeit der sozialdemokratischen Vertreter in den Parlamenten und in den kommunalen Körperschaften. Es liegt auf der Hand, daß die genauere Kenntnis in den einzelnen Spezialzweigen praktisch-politischer Tätigkeit sich erst allmählich und durch eigene Mitarbeit an dieser oder jener Stelle erwerben läßt. Aber eine allgemeine Orientierung über unsere hauptsächlichsten Forderungen, Anträge und Vorschläge muß sich jeder, der als Vorkämpfer wirken will, doch von vornherein aneignen, will er nicht Gefahr laufen, sich beim Zusammentreffen mit einem klugen Gegner arge Blößen zu geben.

Da gilt es zunächst, sich über die Staats- und Rechtsordnung zu unterrichten, in der wir leben und an deren Umgestaltung wir arbeiten. Eine Orientierung über die Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen in Reich, Einzelstaat und Gemeinde ist unerläßlich. Rechtswesen, Heereswesen, Steuer- und Finanzwesen, Handels- und Wirtschaftspolitik sind weitere Gebiete, über die man in den Hauptsachen unterrichtet sein muß. Dazu tritt das große Gebiet der Sozialpolitik mit seinen wichtigen Spezialzweigen wie Arbeiterschutz, Frauen- und Kinderschutz, Versicherungswesen, Mutter- und Säuglingsfürsorge, Wohnungspolitik und öffentliche Gesundheitspflege.

Neben der politischen Bewegung beansprucht die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung die Anteilnahme und Mitarbeit vieler rednerischer Kräfte. Die meisten blicken, wenn sie sich der politischen Tätigkeit zuwenden, bereits auf eine gewisse agitatorische und organisatorische Praxis in der Gewerkschaftsbewegung ihres Berufes zurück. Es ist das der natürliche Werdegang des aus Arbeiterkreisen hervorgehenden Referenten. Für die Verhältnisse seines Fachberufs bringt der junge Arbeiter gleich ein gewisses Maß von Sachkenntnis mit; hier kann er auf der am eigenen Leibe gemachten Erfahrung fußen. Der engere Kreis der Berufskollegen bildet den ihm menschlich nächststehenden Kreis, in dem er leicht Gelegenheit zu rednerischen Versuchen findet. Die Ausbreitung und Verwaltung der örtlichen Berufsorganisation, die Durch-

führung von Lohnbewegungen usw. stellen eine Fülle von Aufgaben, an denen jeder mit ernstem Willen ausgerüstete junge Arbeiter seine Fähigkeiten erproben und entwickeln kann. Hier ist auch das Feld, auf dem er sich die ersten Verdienste um die gemeinsame Sache und das Vertrauen seiner Kampfgenossen erwerben kann. Hat er sich innerhalb seiner Berufsorganisation bewährt, so wird er für die umfassenderen Aufgaben, die die allgemeine gewerkschaftliche Organisation und Propaganda stellt, die beste Vorbildung mitbringen, und von da aus führt ihn der enge Zusammenhang zwischen den gewerkschaftlichen Forderungen und den politischen Interessen der Arbeiterschaft in die politische Arena hinein.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die soziale Emporhebung der arbeitenden Volksmasse ist auch die moderne Genossenschaftsbewegung. Der starke wirtschaftliche Rückhalt, den sie dem politisch und gewerkschaftlich kämpfenden Arbeiter in jeder Lebenslage gewährt, die Befreiung vom Borgsystem, der Schutz vor Warenfälschung und Betrug, die allmähliche Erziehung zum Verständnis und zur Leitung einer rationellen Organisation des Konsums als der Grundlage genossenschaftlicher Eigenproduktion — das alles sind Leistungen, die den Wert einer umfassenden, von sozialem Geist erfüllten Genossenschaftsorganisation in helles Licht setzen.

Es konnte hier natürlich nur ein ganz kurzer, sich auf das Wesentlichste beschränkender Ueberblick über die weiten Wissensgebiete gegeben werden, auf denen der politische Berufsarbeiter sich zu unterrichten hat. Und es handelt sich dabei nirgends um abgeschlossenes „totes" Wissen. Alles, womit es der Politiker zu tun hat, ist in lebendigem Fluß. Jeder Tag bringt neue Ereignisse, neue Aufklärungen, wodurch alte Weisheit überholt, neues Wissen geboren und neues Urteilen notwendig wird. Wer andern als Führender voranschreiten will, muß sich selbst auf der Höhe halten. Da gibt es keinen Stillstand. Da heißt es für jeden im Strom der Fortentwicklung des öffentlichen Lebens bleiben. Sonst bewahrheitet sich an ihm rasch der Spruch: Stillstand ist Rückschritt.

IV. Kapitel.

Wie sammle und ordne ich das Tagesmaterial?

§ 14. Die Lektüre der politischen Tagespresse.

Das Lesen von Büchern und Broschüren genügt natürlich nicht, um sich über die im Vordergrund der Tagespolitik stehenden Fragen auf dem Laufenden zu halten. Gerade diesen hat ja der politische Redner seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu diesem Zwecke muß er die politische Tagespresse gewissenhaft lesen. Lesen bedeutet hier mehr noch wie sonst denkendes Verarbeiten. Aus dem Studium der Zeitungen gewinnt der Politiker die wichtigste Geschichtsbildung, deren er bedarf, die Kenntnis der Geschichte seiner eigenen Zeit. In diese gestaltend einzugreifen ist seine Aufgabe. Wie sollte er ihr gerecht werden können, wenn er sich nicht auf der Höhenlinie des zeitgeschichtlichen Geschehens hält.

Die Tagespresse wirft ihm täglich einen Haufen Material auf den Tisch. Diesen Stoff hat er auf das Wesentliche und Unwesentliche hin zu sichten und, was von dauerndem Werte für seine Tätigkeit, zu sammeln.

In erster Linie hat der sozialdemokratische Vorkämpfer natürlich seine *Parteipresse* zu lesen. Neben dem lokalen Parteiblatt und dem Zentralorgan möge er noch einige größere Parteizeitungen regelmäßig verfolgen. Außerdem muß er aber auch *gegnerische* Blätter lesen. Wer als Agitator oder Parlamentarier wirken will, muß das Rüstzeug der Gegner, ihren Gedankenkreis, ihre Argumente und Absichten genau kennen. Um die Gegenpartei möglichst wirksam zu bekämpfen, muß man sich möglichst gut über sie unterrichten. Das mache man sich zum Grundsatz.

Es ist ja nun zwar die Aufgabe unserer Parteiredakteure, alles zur Information Nötige aus den gegnerischen Lagern zu bringen. Aber in wichtigeren Fällen ist das Zurückgehen auf die originale Quelle für den Redner, der sich der Verantwortlichkeit für seine Worte bewußt ist, unbedingt notwendig.

Da geht es nicht an, sich nur mit Mitteilungen und Ausschnitten aus unseren Parteizeitungen zu begnügen. Oft ist der Besitz des feindlichen Blattes als Beweisstück das einzige Mittel, um jedem Gegenredner den Mund zu stopfen und die eigene Beweisführung unangreifbar zu machen.

Wer nur im engeren heimatlichen Bezirk wirkt, für den mag es ausreichen, die gegnerische Lokalpresse zu lesen. Sobald sich seine Tätigkeit aber in weiterem Rahmen bewegt und sein Wort größere Tragweite gewinnt, muß er die großen führenden Blätter der Gegenparteien beachten. In größeren Städten findet er sie in Lesehallen oder Kaffeehäusern. Einzelne Nummern mit wertvollem Material kann man sich dann an den Zeitungsständen kaufen, um sie als Rüstzeug aufzubewahren.

Wichtig ist für die Beurteilung der Gegner insbesondere die Verfolgung der Vorgänge in den Parlamenten; denn da zeigen ja die Parteien durch ihre Taten, was sie wert sind. Die Berichte selbst der größeren Zeitungen geben jedoch kein getreues Bild von den Verhandlungen; sie sind stark gekürzt, oft fehlen sehr wichtige Verbindungsglieder, und nicht selten enthalten sie grobe Irrtümer, ja geradezu Entstellungen dessen, was gesagt worden ist. Je nach der Richtung des Blattes ist das Gesamtbild verzerrt. Handelt es sich um sehr wichtige Dinge, so ist es schon notwendig, auf die amtlichen stenographischen Berichte zurückzugehen.

Eine sehr große Erleichterung für die Sammlung zuverlässigen Agitationsmaterials gewährt die „Sozialdemokratische Parteikorrespondenz", die im Auftrag der Parteileitung herausgegeben wird und den Parteibeamten, Organisationsleitern, Abgeordneten und allen sonst in der Agitation tätigen Parteigenossen unentgeltlich zugestellt wird. Sie enthält Auszüge aus den amtlichen Parlamentsprotokollen, aus Kongreßberichten und Gerichtsverhandlungen, charakteristische Aeußerungen der gegnerischen Presse, Angriffe und Widerlegungen, Tatsachen und Dokumente aller Art, die für den politischen Kampf von Wert sind. Ihre Jahresbände bilden eine vortreffliche Chronik und reichhaltige Rüstkammer, aus der man jederzeit Angriffs- oder Abwehrmaterial in dieser oder jener Frage holen kann.

§ 15. Beurteilung und Auswahl des Wichtigen.

Das in der Tagespresse gebotene Material politischer Natur ist so reichhaltig und von so verschiedenem Wert, daß eine sorgfältige Auswahl geboten erscheint. Nur das wirklich Wertvolle ist aufzubewahren.

Was aber ist wirklich wertvoll? wird der Anfänger fragen. Da liegt in der Tat die Schwierigkeit. In dem Urteil darüber, was wertvoll ist und was nicht, werden die Meinungen oft weit auseinander gehen. Schablonenhafte Regeln lassen sich dafür nicht aufstellen. Abgesehen von den Verschiedenheiten der örtlichen Wirkungskreise, in denen die einzelnen zu arbeiten haben, werden stets auch individuelle Momente bei der Einschätzung und Auswahl des Rüstzeuges mitsprechen. Einige allgemeine Gesichtspunkte lassen sich aber doch aufstellen, deren Beachtung den Anfänger vor dem unkritischen Anhäufen von Ausschnitten einigermaßen bewahren wird.

Zunächst lerne man unterscheiden zwischen zufälligen Einzelfällen, die nichts beweisen, und zwischen Tatsachen von allgemeiner Bedeutung. Nicht jedes empörende Vorkommnis, nicht jede brutale Rechtsverletzung, rohe Mißhandlung oder freche Aeußerung, deren sich ein Starker einem Schwachen gegenüber schuldig macht, ist ein einwandfreies Beweisstück für die Schlechtigkeit unserer sozialen Zustände. Erst wenn die näheren Umstände zeigen, daß es sich nicht um die zufällige Handlung irgendeines vielleicht krankhaft jähzornigen Patrons handelt, sondern um das typische Produkt bestimmter sozialer Verhältnisse, gewinnt ein solcher Fall agitatorischen Wert. Die falsche Verallgemeinerung ist die am reichlichsten fließende Quelle unrichtiger und ungerechter Urteile. Der naive Mensch leitet aus irgendeiner Wahrnehmung, die er in seinem beschränkten Gesichtskreis macht, gleich eine fertige ewige Wahrheit ab. Er wirft mit allgemeinen Behauptungen nur so um sich. Das Wesen aller wissenschaftlichen Schulung unseres Denkorgans besteht in nichts anderem als darin, daß wir die falsche Verallgemeinerung vermeiden lernen. Ohne das gibt es keine Objektivität des Urteils und keine überzeugende Kraft der Rede. Daß man durch falsche Verallgemeinerung den politischen Gegner

nicht überzeugt, sondern nur reizt und in berechtigte Entrüstung versetzt, erfahren wir an uns selbst, wenn z. B. ein Gegner die Vergehungen dieses oder jenes Mitgliedes unserer Millionenpartei der ganzen Sozialdemokratie aufs Schuldkonto setzt. Wir lehnen es mit Recht ab, für die Handlung jedes einzelnen verantwortlich gemacht zu werden. Freilich gibt es eine Sorte Gegner, die sich dadurch nicht abhalten läßt, immer und immer wieder aus irgendeinem derartigen Einzelfall der ganzen Partei einen Strick zu drehen. Einer solchen Kampfesweise gegenüber mag es angebracht erscheinen, einzelne krasse Fälle nichtswürdiger Vergehungen, die sich einzelne Personen aus gegnerischen Lagern zuschulden kommen lassen, seiner Agitationsmappe einzuverleiben. Man hat dann ein gutes Pflaster zur Hand, um es gelegentlich einem Gegenredner von jener gemeinen Sorte auf den Mund zu pappen.

Das politische Leben stellt sich zwar äußerlich als ein fortwährender Kampf der Parteien bzw. deren Wortführer in der Presse, in Parlamenten und Agitationsversammlungen dar. Daß die eigentlichen Ursachen dieses erbitterten Kampfes nicht in dem Charakter der führenden Personen, sondern in dem Gegensatz der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen der verschiedenen Bevölkerungsschichten, Klassen und Kasten liegen, weiß jeder Sozialdemokrat. Er wird deshalb, *soviel an ihm liegt*, seine Angriffe auch nicht gegen die Person des Gegners richten, sondern gegen verkehrte Einrichtungen, die dem Gesamtinteresse widersprechen, und gegen die falschen Auffassungen und Argumente, mit denen Vertreter der Gegenparteien sie zu verteidigen suchen. Die Forderungen, Meinungen und Gründe der Gegenparteien kann nur der Redner mit Erfolg bekämpfen, der sie genau kennt. Das sei nochmals hervorgehoben.

Sehr wertvolle Informationen zur Naturgeschichte der Parteien liefern außer den Parlamentsverhandlungen auch die Kongresse der Gegner. Man verfolge sie nach den Berichten eines größeren Blattes der betreffenden Partei und hebe sich bemerkenswerte Reden hervorragender Parteiführer sowie wichtige programmatische Erklärungen und Beschlüsse auf. Sie sind wertvoller, weil beweiskräftiger als die gelegentliche Aeußerung irgendeines einzelnen Mannes, für

die seine Partei die Verantwortung mit demselben Rechte ablehnen kann, wie die Sozialdemokratie die Verantwortung für Entgleisungen und Sonderauffassungen einzelner ihrer Mitglieder ablehnt.

Für die Erkenntnis der sozialen und staatlichen Zustände sind des weiteren bedeutsam Prozesse, die Korruptionserscheinungen der Gesellschaft bloßlegen.

Riesenreichtum, Verschwendung und Ueppigkeit auf der einen, Massenarmut, Mangel und Elend auf der anderen Seite — das sind die Folgeerscheinungen kapitalistischer Ausbeutung. Diese Tatsache immer wieder in das klare Bewußtsein zu heben ist von größter Bedeutung. Sie bildet den Ausgangspunkt und die höchste Rechtfertigung der sozialistischen Propaganda. Die unentbehrliche zahlenmäßige Grundlage dafür liefert uns die soziale Statistik, die darum das allerwertvollste Agitationsmaterial abgibt. Zahlenmäßige Angaben über die Gestaltung der Einkommens- und Besitzverteilung, wie sie die amtliche Steuerstatistik liefert, Zusammenstellungen von Kapitalbildungen und Dividendenverteilungen in Industrie, Handel und Bankwesen, Lohnstatistiken aus allen Berufszweigen, Arbeiterbudgets, Erhebungen über Wohnungs- und sonstige Lebensverhältnisse in Stadt und Land, Mitteilungen über Erkrankungsziffern, Säuglingssterblichkeit, Lebensdauer usw. dürfen für den Referenten keine „trockenen Zahlen" sein, die er bei der Zeitungslektüre gern überschlägt; sie gerade hat er mit größter Gewissenhaftigkeit zu beachten.

Auch hier darf er natürlich nicht alles wahllos aufnehmen, sondern muß das minder Wertvolle ausscheiden lernen. Wenig Wert haben statistische Angaben, deren Herkunft unbekannt ist. Auf Zahlen aus unbekannten oder unzuverlässigen Quellen kann sich kein gewissenhafter Politiker stützen. Außerdem beachte man die Zeit, aus der die Angaben stammen. Veraltetes Zahlenmaterial verliert an Bedeutung; man suche es darum immer durch neueres Material zu ersetzen. Je umfassender eine statistische Untersuchung ist, je größere Massen von Erhebungsmaterial sie verarbeitet, um so allgemeinere Beweiskraft haben ihre Ergebnisse. Mit Notizen, die irgendein paar zufällige Zahlen aus engstem Bereich bringen, läßt

sich wenig anfangen. Nicht auf die Menge der statistischen Angaben, die man in seiner Mappe hat, kommt es an, sondern auf die Güte, d. h. auf die unbedingte Zuverlässigkeit der Herkunft und die Tragweite der Beweiskraft.

Zu den zahlenmäßigen Beweisen schreiender sozialer Ungerechtigkeit und der Größe des vorhandenen Elends können als sehr wirksame Ergänzung soziale Einzelbilder rednerische Verwendung finden. Während Zahlenbeweise sich mehr an den Verstand der Hörer richten, wirken konkrete Bilder aus der Wirklichkeit des Lebens mehr auf das Gefühl und wecken dadurch das soziale Gewissen oft sicherer, als es die bloße statistische Beweisführung vermag. Wahrheitsgetreue Schilderungen des sozialen Elends aus den dunklen Tiefen der Gesellschaft, wie sie bei Gerichtsverhandlungen oder sonstigen Gelegenheiten in die Oeffentlichkeit gelangen, Mitteilungen über untermenschliche Ernährungsweise, Beschreibungen von Wohnhöhlen, in denen Not, Krankheit und Laster hausen, bilden wichtiges Anklagematerial gegen die Parteien, die sich gründlicher Abhilfe widersetzen. Sehr wirksam ist die Gegenüberstellung von derartigen Elendsbildern und Bildern von verschwenderischer Genußsucht und raffiniertem Luxus aus den Kreisen der oberen Zehntausend. Das bringt manchen bisher Gleichgültigen in Wallung und feuert ihn zur Mitarbeit an der sozialen Arbeit an.

Besondere Wichtigkeit haben auch statistische Mitteilungen über die Durchführung und Wirkung der sozialen Gesetzgebung. Gegenüber den Preisfechtern kapitalistischer Profitinteressen muß der Vertreter der Arbeiterinteressen mit zuverlässigem Zahlenmaterial über den wahren Stand der Sache, über die Leistungen der Arbeiterschaft, über die Opfer an Leben und Gesundheit auf dem Schlachtfeld der Arbeit, über das Unzureichende und die Mängel der Schutz- und Versicherungsgesetzgebung aufwarten können. Aber nicht nur für die Kritik muß er mit Material ausgerüstet sein, auch die von unserer Seite gemachten positiven Vorschläge, die Anträge und Vorschläge unserer Vertreter im Parlament muß er sich sammeln.

Schließlich noch eine allgemeine äußere Regel: Was auch immer man zur Aufbewahrung ausschneidet, man schneide

stets so aus, daß ein Teil der Zeitung mit daran bleibt, aus dem Herkunft und Datum des Belegs ersichtlich ist. Am besten ist es, man nimmt die ganze Seite oder den ganzen Artikel in die Mappe und streicht darin die besonders wertvolle, gelegentlich als Beweisstück zu verwendende Stelle mit Buntstift an. Auf diese Weise kann man jedem etwaigen Zweifel an der Echtheit des Dokuments wirksam entgegentreten, man ist auch in der Lage, den ganzen Zusammenhang sich jederzeit in die Erinnerung zu rufen. Letzteres ist von größter Wichtigkeit namentlich bei Zitaten von gegnerischen Aeußerungen, um dem Einwurf, die Stelle sei aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch dem Sinne nach entstellt, begegnen zu können. Das absichtliche Arbeiten mit aus dem Zusammenhang gerissenen, entstellten oder geradezu gefälschten Zitaten gehört zur Kampfesweise gewissenloser Gegner. Indem wir sie bei jenen brandmarken, legen wir uns selbst die Pflicht auf, bei der Verwendung von Zitaten mit größter Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Die bei Anfängern oft wahrzunehmende Gewohnheit, ganz kleine Ausschnitte zu machen, auf denen weder Datum noch Quelle noch Zusammenhang des Belegstücks sichtbar ist, ist auch schon deshalb ganz unzweckmäßig, weil man sich oft selbst schon nach ein paar Wochen oder Monaten der Herkunft solcher Fetzchen nicht mehr entsinnen kann. Sie verlieren damit ihren authentischen Wert. Ist es aus irgendwelchen Gründen unmöglich, mehr als einen knappen Ausschnitt zu bekommen, so vergesse man wenigstens nicht, sofort Datum und Herkunft darauf zu vermerken, damit man, wenn nötig, die Originalquelle zur Kontrolle genau angeben kann. Solche kleinen Ausschnitte klebe man sich außerdem auf ein größeres weißes Blatt, auf dem man gegebenenfalls noch erklärende Anmerkungen machen kann. Das Operieren mit einer Handvoll kleiner, zerknitterter und bald zerfetzter Zettelchen ist ebenso unschön wie unpraktisch.

§ 16. Ordnung und Aufbewahrung in Sammelmappen.

Das rasch anschwellende Agitationsmaterial in übersichtliche Ordnung zu bringen und so aufzubewahren, daß man das Gesuchte jederzeit rasch findet, ist eine weitere schwierige Auf-

gabe für den Anfänger im Referentenberuf. Auch hier gibt es keine allein richtige Schablone. Jeder alte Praktiker hat seine eigene, der persönlichen Eigenart und seinen besonderen Bedürfnissen angepaßte Methode der Ordnung und Aufbewahrung. Den Neuling wird es aber doch vor mancherlei unpraktischen Experimenten bewahren, wenn er den nachfolgenden Einteilungsplan benutzt. Er ist so einfach wie möglich gehalten und ermöglicht zugleich einen immer weiteren Ausbau, entsprechend dem wachsenden Umfang der Sammlung und der besonderen Art der Tätigkeit ihres Inhabers.

Man nehme eine entsprechende Anzahl von Aktendeckeln oder starken Kuverts in Folioformat und versehe sie mit nachfolgenden Aufschriften, am besten rechts unten in der Ecke, so daß sie, aufeinandergelegt, rasch herausgefunden werden können.

Mappe I: Verfassung.

Staatsrechtliche Reformen, Wahlrecht, Verwaltungsreform. Auch wichtige Kundgebungen der Regierung gehören hierher. Außerdem sammle man hier alles, was den Vorzug der republikanischen Staatsform dartut und gegen das monarchische Bevormundungssystem spricht.

Mappe II: Auswärtige Politik.

Hier ist alles aufzubewahren, was sich auf die Kenntnis der politischen Verhältnisse in anderen Ländern bezieht, wie Staatseinrichtungen, Regierungsbildungen, Parteien, Verträge und Bündnisse, wichtige Kundgebungen in Parlamenten, Reden von Staatsmännern usw.

Mappe III: Der Weltkrieg.

Man sammle alle wertvollen Veröffentlichungen in der Tagespresse über die Vorgeschichte des Krieges und die diplomatische Schuldfrage, sowie über die Schuld an der Verlängerung des Krieges und der Niederlage. Auch das Tatsachenmaterial zur Beleuchtung der üblen Begleit- und Folgeerscheinungen des Krieges, statistische Nachweise über die grauenhaften Verwüstungen auf gesundheitlichem, wirtschaftlichem und moralischem Gebiet sind hier einzuordnen.

Mappe IV: Internationale Rechtsorganisation.

Hierher gehören Urkunden und Darlegungen über den Ausbau zwischenstaatlicher Einrichtungen zur Verständigung der Völker und Sicherung des Friedens (Schiedsgerichtswesen, parlamentarische Kontrolle der Diplomatie, Völkerparlament, Völkerbund und Revision des Friedensvertrages).

Mappe V: Wehrwesen.

Dazu gehört alles Material über Reichswehr und Flotte sowie über die Frage der internationalen Abrüstung. — Auch das Material über Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenfürsorge sammle man hier.

Mappe VI: Rechtspflege.

Hier sind unterzubringen Prozeßberichte und Urteile, die unsere Kritik und unsere Reformforderungen auf dem Gebiet der gesamten Rechtspflege stützen. Außerdem findet hier alles Platz, was sich auf Strafvollzug und Gefängniszustände bezieht.

Mappe VII. Finanzwesen.

In diese Mappe lege man alles Material über Finanzwirtschaft und Finanzlage des Reichs (Haushaltsplan, direkte und indirekte Steuern, Schulden und Anleihen, Valuta, finanzielle Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag).

Mappe VIII: Handelspolitik und Zölle.

Hierher gehört alles zur Beurteilung weltwirtschaftlicher Fragen gehörige Material, Wirtschaftsgeographisches, Handelsverträge und internationale Verkehrsabmachungen, Zölle und deren Wirkungen, Erörterungen über Schutzzoll und Freihandel.

Mappe IX: Landwirtschaftliches.

In diese wirtschaftliche Sondermappe lege man informatorisches Material über die landwirtschaftliche Produktions-, Betriebs- und Eigentumsfrage, Landarbeiterforderungen, Siedelungswesen und Kleinbauernschutz, innere Kolonisation.

Mappe X: Wirtschaftsorganisation.

Hierher gehört alles, was sich auf die Entwicklung der Produktion im Sinne fortschreitender Sozialisierung bezieht (Konzentrationserscheinungen in Industrie, Bankwesen, Handel und Verkehr, Uebernahme von Betriebszweigen auf Reich, Länder oder Gemeinden). Auch das Material über Ausbau und Tätigkeit der Betriebs- und Wirtschaftsräte findet hier Platz.

Mappe XI: Soziale Zustände.

Darunter fallen Angaben über die Lebenshaltung der ärmeren Volksschichten, Mitteilungen über Unterernährung, Proletarierkrankheiten, verkürzte Lebensdauer, Wohnungselend, Obdachlosigkeit, Prostitution, Verbrechen, sowie die zur Bekämpfung dieser Erscheinungen zu ergreifenden Maßnahmen.

Mappe XII: Arbeiterschutz.

Hierzu sammle man alles, was Mängel und Mißstände betrifft auf den Gebieten des Arbeiterschutzes, der Arbeitsvermittlung, sowie der sozialen Versicherungsgesetzgebung. Auch das Material über die rechtliche Ordnung der Verhältnisse der Angestellten und Beamten findet hier seine Stätte.

Mappe XIII: Kulturpolitik.

Hierher gehört alles, was die Kirchen und Religionsgemeinschaften betrifft. Ferner alles, was sich auf die Entwicklung von Schule und Volkserziehung, sowie die Pflege von Wissenschaft und Kunst bezieht.

Mappe XIV: Landespolitik.

In diese Sondermappe lege man alles Material, das zur Information und Mitarbeit auf dem Gebiete der Landespolitik der engeren Heimat gehört, Beseitigung von Miß-

ständen in der Verwaltung, Landesfinanzen und -steuern, aktuelle landesgesetzliche Vorlagen und sonstige landespolitische Vorgänge

Mappe XV: Kommunales.

Hier sammle man sowohl den Stoff über Kommunalpolitik im allgemeinen als auch das Material, das die besonderen Angelegenheiten der Heimatgemeinde betrifft.

Mappe XVI: Gewerkschaftsbewegung.

Hierher gehören allgemeine Statistiken über den Stand der gewerkschaftlichen Organisationen, ihr Wachstum, ihre Leistungen und positiven Erfolge in bezug auf Lohnbesserungen, Arbeitszeitverkürzungen usw. Ferner bewahre man hier Tarifverträge und Sondererhebungen sowie alles Material auf, das zur Information dient über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse des Bezirks oder des Gewerbes, in dem man besonders zu arbeiten hat. — Auch wichtige Vorgänge in den christlichen und sonstigen Organisationen sind zu beachten. — Außerdem findet hier das Material über die Beamten- und Angestelltenorganisationen seinen Platz.

Mappe XVII: Genossenschaftsbewegung.

Hier kommen in Betracht Statistiken über die Entwicklung der Konsumentenorganisationen und deren Nutzen für die Mitglieder und Angestellten, ferner Mitteilungen über die Fortschritte der konsumgenossenschaftlichen Einkaufskonzentration und Eigenproduktion, des internationalen genossenschaftlichen Warenaustauschs und der Verbindungen zwischen landwirtschaftlichen und städtischen Genossenschaften. Auch wichtiges Material über die handwerkliche und landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung findet hier seine Stätte.

Mappe XVIII: Frauenbewegung.

Darunter sammle man das Material über die Organisationsbestrebungen sowie über die politischen und sozialen Forderungen der Frauen. Insbesondere sind statistische Mit-

teilungen über die gewerbliche Frauenarbeit, die Schädigung des Familienlebens, Erschwerung und Gefährdung der Mutterschaft und der Kindespflege zu beachten und alles, was unseren Forderungen auf weitestgehende Mutter- und Säuglingsfürsorge, Erleichterung der Familienhaltung und Kinderaufzucht dient. Auch alles weitere, was in das Gebiet der Bevölkerungspolitik einschlägt, wie Verbesserung des Loses der außerehelich Geborenen, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten u. a. m. ist hier am Orte.

Mappe XIX: Sozialdemokratische Partei.

Hier finden Platz Mitteilungen für die Parteiorganisation, Vorstands- und Fraktionserklärungen, Aufrufe, Wahlstatistisches und ähnliches für alle in der Partei Tätigen wichtiges Material, das nicht oder noch nicht in Buchform vorliegt. — Wohl zu bewahren sind auch Veröffentlichungen von Abwehrmaterial gegen Angriffe und Verleumdungen von gegnerischer Seite.

Mappe XX: Gegnerische Parteien.

In diese Mappe ist alles zu legen, was zur Information dient über die Programme, Absichten und Taten der gegnerischen Parteien, also programmatische Kundgebungen auf Kongressen, bemerkenswerte Reden gegnerischer Parteiführer, Anträge und Abstimmungen in den Parlamenten; ferner Vorkommnisse in den Wahlagitationen, Vergewaltigungen der Wahlfreiheit und was sonst zum Sündenregister der einzelnen Parteien gehört.

* * *

Außer diesen allgemeinen Mappen, die sich zunächst jeder Anfänger anlegen möge, um Uebersicht und Ordnung in sein gesamtes Material zu bringen, ergibt sich für jeden politisch Tätigen die Notwendigkeit, für diese oder jene aktuelle Aufgabe besonderes Material zu sammeln, zum Beispiel für einen Reichstags-, Landtags- oder Gemeindewahlkampf oder für Protestbewegungen gegen besondere Vorgänge oder Gesetzentwürfe. Für diese Zwecke bringt die Tagespresse eine so reichliche Masse an Stoff, daß es praktisch ist, sich dafür

eine besondere Mappe anzulegen. Ist die Bewegung vorüber, so scheidet man alles, was keinen weiteren dauernden Wert hat, aus und ordnet den Rest in die betreffenden allgemeinen Mappen ein.

Wer zur Mitarbeit im Reichstag, Landtag oder in der Gemeindevertretung berufen wird, der wird sich natürlich genötigt sehen, noch zahlreiche weitere Sondermappen anzulegen für die einzelnen Gebiete und Aufgaben, an denen er besonders beteiligt ist. Das findet sich dann in der Praxis und bedarf hier keiner weiteren Erörterung.

Die oben skizzierte allgemeine Registratur von 20 Mappen läßt sich, wenn sich das Bedürfnis dazu ergibt, leicht weiter gliedern. Macht man die Erfahrung, daß die eine oder die andere Mappe stark anschwillt, so verteilt man den Stoff auf zwei oder mehr Mappen. So kann man z. B. aus der Mappe II, Auswärtige Politik, Sondermappen IIa, IIb usw. für wichtige einzelne Länder oder Ländergruppen ausscheiden. Die Mappe XII über Arbeiterpolitik kann man in die Sondermappen: Arbeiterschutzgesetze, Versicherungsgesetzgebung, Heimindustrie u. a. m. zerlegen. Die Mappe XX betr. gegnerische Parteien läßt sich dadurch auflösen, daß für jede einzelne Partei oder für Parteigruppen besondere Mappen angelegt werden. — Man kann auch, wenn man die alten Mappen als umfassenderen Rahmen beibehalten will, in dieselben besondere Bogen einlegen für die sich als zweckmäßig erweisenden Unterabteilungen. Der eine wird diesen, der andere jenen Weg für den weiteren Ausbau seiner Materialsammlung vorziehen.

V. Kapitel.

Wie arbeitet man eine Rede aus?

§ 17. Die Zusammenstellung und Durcharbeitung des Materials.

Verfügt man über eine geordnete und auf dem laufenden gehaltene Materialsammlung, so ist das erste Stück Vorarbeit zu einem Vortrag leicht zu erledigen. Dieses besteht darin, daß man sich das ganze Material, das auf die gestellte Aufgabe Bezug hat, zusammenstellt. Es werden in der Regel verschiedene Mappen sein, in die das Referat einschlägt. Man nehme die betreffenden Mappen zur Hand, sehe den Inhalt durch und lege alle zum Thema passenden Stücke heraus. Bei dieser Gelegenheit versäume man auch nicht, alle Ausschnitte, die veraltet oder sonst bedeutungslos geworden sind, zu beseitigen, damit die Mappen nicht zu sehr anschwellen und nur wirklich Wertvolles bergen.

Hat man in dieser Weise alles einschlägige Material zusammengelegt, so durchliest man jedes Stück nochmals sorgfältig, denkt über seine Bedeutung, seine Beweiskraft, seinen Zusammenhang mit dem Ganzen nach. Diese Ueberlegungen führen ganz von selbst zu einer ersten Durchdenkung der einzelnen Teile der Rede. Während des Durchlesens schießen alte und neue Gedanken durch den Kopf, leitende Gesichtspunkte werden geboren, die Umrisse des Ganzen treten ins Bewußtsein.

Man lege sich deshalb gleich einige Blätter Papier zur Hand und notiere flüchtig die einzelnen Tatsachen, die man verwenden will, sowie die Gedanken und leitenden Gesichtspunkte, die dabei auftauchen. Diese Blätter sollen keine kleinen Zettelchen sein, die mit engem, unübersichtlichem Gekritzel bedeckt werden. Nur keine kleinliche Papiersparerei bei Entwürfen von Reden, das merke man sich auf alle Fälle! Jede Notiz zu rednerischen Zwecken muß ein fürs Auge klares,

blitzschnell zu überblickendes Bild sein. Die einzelnen Vermerke, kurze Sätze oder Stichworte sind in deutlicher Schrift zu fixieren, und man lasse reichlich Raum zwischen den einzelnen Punkten, damit man neues Zugehöriges einschreiben kann.

Wer sich in dieser Art in das Material hineingearbeitet und in das Thema hineingedacht hat, den läßt es nicht mehr los. Das Gehirn arbeitet dann gewissermaßen von selbst daran weiter. Der Webstuhl unseres Geistes ist in Tätigkeit geraten und automatisch schießt das Gedankenschifflein herüber und hinüber. In diesem Erregungszustand, der Stunden und Tage andauern kann, werden neue Einsichten, tiefere, umfassendere Ideenverbindungen in unserem Geiste erzeugt. Unser Denkorgan ist ein Ding, das wir nicht nach Belieben mit unserem Willen beherrschen. Wir können uns nicht nach Wunsch neue Gedanken geben. Neue Ideen „kommen" uns; neue Erkenntnisse „blitzen auf". Wie aus der dunklen Tiefe eines Brunnens die Wasserperlen, so steigen die Gedanken ans Licht des Bewußtseins empor. Man nennt in der neueren Psychologie diesen psychischen Untergrund unseres bewußten geistigen Lebens das „Unterbewußtsein" und spricht von einer „Schwelle des Bewußtseins", über die unsere Gedanken emportreten. Die eigentliche Produktion derselben vollzieht sich im Unterbewußtsein, und erst wenn sie an die Bewußtseinschwelle gelangen, packt unser Denkwille sie und kleidet sie in die sprachliche Form. Wir können aber mittelbar auf die Fruchtbarkeit unserer geistigen Produktion einwirken, indem wir unser Hirn durch die geschilderte Aufnahme und Verarbeitung zahlreicher Tatsachen und Gedanken, die sich auf ein bestimmtes Thema beziehen, für dieses Thema gewissermaßen „erwärmen". Dieser Gedankenkomplex verfolgt uns dann geradezu. Wo wir gehen und stehen, zuhause, auf der Straße, in der Bahn, bei Tisch und im Bett arbeitet unser Geist an ihm herum. Dafür ist es dann gut, ein Blatt Papier, ein Notizbuch, einen Schreibblock immer in der Nähe zu haben, um jeden bemerkenswerten neuen Gesichtspunkt rasch niederschreiben zu können.

Hat man so ein Thema stunden- oder tagelang durchgearbeitet, so steht das zu leistende rednerische Werk in seinen

Hauptzügen vor unserem Geiste. Nun nimmt man ein neues Blatt und schreibt den Gedankengang des Ganzen in kurzen Sätzen und Stichworten in der Ordnung auf, die man für die zweckmäßigste hält. Dies ist die vorläufige Disposition, an Hand derer die genauere Ausarbeitung vor sich gehen soll.

§ 18. Die schriftliche Ausarbeitung.

Der geübte Praktiker der öffentlichen Rede wird in den meisten Fällen einer weiteren Vorbereitung als der vorstehend geschilderten nicht bedürfen. Er meistert die Sprache zur Genüge, um nicht nötig zu haben, sich die Form der einzelnen Gedanken und die logische Verknüpfung der einzelnen Sätze wörtlich vorher festzustellen. Es fehlt ihm dazu gewöhnlich auch die Zeit. Nur bei besonders verantwortungsvollen Gelegenheiten wird er seine Rede ganz oder in einzelnen besonders wichtigen Teilen genau festlegen. Für gewöhnlich begnügt er sich damit, das Material zusammenzustellen, das Ganze zu durchdenken und die leitenden Gedanken in Stichsätzen oder -worten zu skizzieren.

Der Anfänger aber tut in jedem Falle gut, auch die Einzelheiten der Rede vorher schriftlich auszuarbeiten. Nur so wird er schnell und sicher die Sprache in die Gewalt bekommen und sich die Kunst einer klaren, treffsicheren Ausdrucksweise aneignen. Mit der schnellen, fehlerfreien Satzbildung hat der Neuling ja am meisten zu kämpfen. Viele schreckt die Furcht vor dem Verwickeln in fehlerhafte Satzbildung und dem gänzlichen Steckenbleiben infolge des Nichtfindens der richtigen Worte von vornherein vor dem öffentlichen Reden ab. Diese Schwierigkeit überwindet man am sichersten durch das vorherige schriftliche Formulieren jedes einzelnen Gedankens. Da hat man Zeit, nach den richtigen Worten zu suchen. Da ist man auch in der Lage, die Sätze so einfach wie möglich zu bauen. Nur keine langen, verwickelten Satzgebilde, das sei eine erste Regel für jede Redevorbereitung! In dem zum Druck bestimmten Aufsatz mögen umfangreiche Satzgefüge mit eingeschalteten Nebensätzen aller Art noch angehen. Schön sind sie auch da nicht. Aber Schreiber wie Leser sind imstande, wenn nötig, durch nochmaliges Ueberblicken Form

und Sinn des ganzen Gedankengefüges zu meistern. Beim gesprochenen Wort aber muß der Gedanke im raschen Flug gestaltet und erfaßt werden. Hier ist Einfachheit und sinnfällige Klarheit für den Redenden wie für den Hörenden Gesetz.

Die Aufgabe, alles, was man sagen will, vorher in klaren, fehlerfreien Sätzen niederzuschreiben, ist zeitraubend und mühsam. Aber sie lohnt sich. Wer es tut, wird sehr rasch merken, daß ihm die Wortfindung und Satzbildung immer leichter fällt. Das anfängliche Suchen und Stolpern geht mehr und mehr in sicheres Voranschreiten über, und wer einmal mit der Feder richtig zu sprechen versteht, der lernt es auch bald mit der Zunge. Die letztere ist ein viel schneller arbeitendes Instrument; darin liegt die besondere Schwierigkeit des richtigen Sprechens. Man hat beim Reden eben keine Zeit, sich lange auf die Form zu besinnen. Die Geburt und die korrekte sprachliche Einkleidung des Gedankens sollen gleichzeitig erfolgen, und während der eine Gedanke noch gesprochen wird, soll der nächste bereits gesichtet sein. Das kann nur geschehen, wenn der Redner der sprachlichen Formung beim Reden keine besondere Aufmerksamkeit mehr zu widmen braucht. Fast unbewußt, mechanisch wie der virtuose Musiker die Technik seines Instrumentes, muß der Redner die Technik des Ausdrucks meistern. Der Musiker erwirbt sich diese Meisterschaft nur durch eine mit ungeheurem Fleiß durchgeführte Uebung jeder einzelnen Tonverbindung, jeder Passage, jedes Griffs, jeder Modulationsform. Erst auf der Höhe der Meisterschaft kann er ohne besondere technische Vorbereitung jedes Stück vom Blatt spielen. Auch der Redner ist Künstler oder sollte es wenigstens sein. Das vorherige Suchen und Feststellen der richtigen, besten Ausdrucksform ist eine unentbehrliche „Fingerübung", die ihn dahin bringen soll, daß er das Instrument der sprachlichen Formgebung bis zum „vom Blatt spielen", d. h. bis zum korrekten Aus-dem-Stegreif-sprechen beherrscht. Darum lege der Anfänger die Disposition, die er bei der ersten Durchberatung gewonnen hat, neben sich und schreibe an der Hand dieses Leitfadens die Rede so, wie er sie zu halten gedenkt, Satz für Satz nieder.

Die schriftliche Ausarbeitung der Rede soll jedoch nicht allein der Beherrschung der Sprachform dienen; durch sie soll auch die Intensität der geistigen Durcharbeitung gesteigert werden. Beim Niederschreiben ist man gezwungen, den einzelnen Gedanken viel schärfer auszuprägen als beim bloßen Ueberdenken. Die logische Gedankenverknüpfung muß dabei viel sauberer herausgearbeitet werden, und die Gliederung des Ganzen kommt klar zum Ausdruck. Das ist eine geistige Selbstschulung von größtem Wert. Die gewonnene innere Klärung und Gliederung des Ganzen soll auch äußerlich in dem Manuskript dadurch zur Geltung gebracht werden, daß man sinngemäße Abschnitte macht. Das äußere Bild dieser Einteilungen gibt gute Anhaltspunkte für das Gedächtnis ab und trägt so dazu bei, das Bewußtsein der inneren Konstruktion des ganzen Gedankenbaues gegenwärtig zu halten.

§ 19. Die Verwendung von Zitaten.

Beim Niederschreiben fügt man das aus den Mappen entnommene Material, das man zitieren will, an den Stellen ein, wo es hingehört. Kurze Zitate schreibt man am besten in das Konzept der Rede resp. in den Leitzettel selbst hinein. Bei längeren Artikeln wäre das zu mühsam und unzweckmäßig. Man macht sich mit Buntstift eine Marke mit der Nummer an die betreffende Stelle des Konzepts bzw. der Disposition, versieht den Ausschnitt mit der gleichen Nummer und streicht sich die Stelle an, welche man wörtlich zur Verlesung bringen will, so daß man sie im gegebenen Augenblick nicht erst zu suchen braucht. Den ganzen Inhalt des Artikels muß man aber soweit im Kopfe haben, daß man genau weiß, in welchem Zusammenhang die Stelle steht, die man zitieren will. Es ist ein großer Fehler, während des Redens erst nach der zu lesenden Stelle zu suchen oder Teile mit zu verlesen, auf die es nicht direkt ankommt. Dadurch entstehen tote Stellen im lebendigen Fluß der Rede. Ist das Zitat nur aus dem Zusammenhang eines größeren Artikels verständlich, so skizziert man in kurzen Worten diesen Zusammenhang und bringt dann das Zitat. Dieses soll gewissermaßen die Pointe des vorher Dargelegten, der letzte Hammerschlag einer Beweisführung sein.

Darum muß es möglichst kurz und auf das Wesentliche konzentriert sein. Nur dann wirkt es „schlagend".

Man darf eine Rede nicht mit allzuviel Zitaten und Zahlenmaterial belasten. Es gibt Redner, die eine so große Menge fremden Materials in ihrer Rede verwenden, daß ihre eigenen Gedanken davon erdrückt werden. Der Redner muß über dem Material stehen; seine Ausführungen müssen als originales Geistesprodukt erscheinen, in welches die Zitate nur als Beweisstücke oder als Ornamente organisch eingefügt sind. Der Anfänger wird in der Regel die Autorität des Materials mehr sprechen lassen als der auf der Höhe der Praxis stehende Redner. Das liegt in der Natur der Sache. Gutes Material in gut geordneter Form gibt allein schon ein halbes Referat. Der Anfänger, der sich mit dieser Leistung begnügt, hat zwar keine künstlerisch vollendete Rede von selbständigem Wert gehalten, aber er hat doch etwas vorgebracht, was Hand und Fuß hat. Deshalb kann man ein solches „Material-Referat" als Anfangsleistung akzeptieren und es dem Neuling zugute halten, wenn er, solange seine eigenen geistigen Schwingen noch unentwickelt sind, mehr mit fremden Federn fliegt, als rednerisch schön ist. In dem Maße, wie das Gefühl selbständiger Flugkraft wächst, muß man sich aber die Untugend des zu vielen Zitierens abgewöhnen. Sonst gerät man in jene bequeme Breite des Redens, die dem intelligenten Zuhörer zur Qual wird und den geistig weniger Regsamen sanft entschlummern läßt.

Die Materialsammlung hat nicht den Zweck, vorgelesen zu werden. Sie ist eine stets bereite Informationsquelle für den Redner. Die geistige *Verarbeitung* des Materials ist die Hauptsache.

§ 20. Die Disposition.

Bei der schriftlichen Ausarbeitung wird sich oft herausstellen, daß die erste, beim vorbereitenden Durchdenken des Stoffes gewonnene Disposition doch in diesem oder jenem Teil unpraktisch ist. Die mit dem Niederschreiben verbundene gründlichere logische Durcharbeitung führt von selbst zu einer noch zweckmäßigeren Anordnung einzelner Punkte und zu

einem noch exakteren Aufbau des Ganzen. Man binde sich darum bei der schriftlichen Ausarbeitung nicht sklavisch an die zuerst entworfene Disposition, sondern man lasse die architektonischen Gedanken, die beim intensiven Durcharbeiten im Bewußtsein aufblitzen, zur Geltung kommen. Auf diese Weise ergibt sich oft eine sachlich rationellere, psychologisch wirksamere Anordnung.

Diese hebt man zunächst durch Unterstreichen der Leitsätze oder Stichworte scharf aus der ausführlichen Niederschrift heraus, so daß sich ein dem Auge anschauliches Bild als eine gute Gedächtnisstütze ergibt. Sodann nehme man einige große Blätter Papier und schreibe sich diese endgültige Disposition in kurzen Sätzen oder Stichworten heraus. Die Schrift sei deutlich und groß. Zwischen den einzelnen Punkten lasse man Raum; einmal, um noch für einen später einfallenden Gedanken oder Materialvermerk Platz zu haben, sodann um ein möglichst klares und gut im Gedächtnis haftendes und weithin lesbares Merkblatt zu haben. Es soll die Unterlage beim Reden bilden, der Leitzettel, der verhütet, daß der Redner vom geraden Wege der Gedankenführung abschweift, und der den Aengstlichen im Notfalle vor dem gänzlichen Verirren und Steckenbleiben schützt. Rot- und Blaustift, weise benutzt, sorgen dafür, daß das Wichtige, Wichtigste und Allerwichtigste besonders „in die Augen springt".

Der Redner macht sich dabei das schon den alten Griechen und Römern bekannte, in der Gedächtniskunst mit Bewußtsein angewandte psychologische Gesetz der „lokalen Assoziation", d. h. der örtlichen Verknüpfung zunutze. Die Erfahrung lehrt, daß Vorgänge, Tatsachen, Gedanken besonders leicht im Gedächtnis haften, wenn sie sich mit einem räumlich anschaulichen Erinnerungsbild verknüpfen. Wollen wir z. B. die Namen der Personen nachträglich feststellen, die an einem Hochzeitsmahle teilgenommen haben, so bringen wir das am leichtesten fertig, wenn wir die Tafelrunde der Reihe der Plätze nach im Geiste vorüberziehen lassen. Das Erinnerungsbild der so geordneten Personenreihe führt den Namen jedes einzelnen ins Bewußtsein herauf. Bekannt ist auch, daß man eine Gedichtzeile, eine fremdsprachliche Vokabel oder

historische Jahreszahl vor allen anderen im Gedächtnis behält, weil sie zufällig oben oder unten an der Buchseite stand oder weil zufällig ein Tintenklex usw. daneben war, den wir mit in das Gedächtnisbild aufgenommen haben. Aus demselben Grunde prägen sich die Einzelheiten eines klaren, sinnfällig gegliederten Merkblattes besser dem Gedächtnis ein, d. h. sie können leichter wieder ins Bewußtsein heraufgeholt werden, als unübersichtliches Geschreibsel. Die Mahnung, sich beim Vorbereiten von Reden alle Kritzeleien abzugewöhnen, sei darum nachdrücklichst wiederholt für alle, die an einer hier übel angebrachten Sparsamkeit an Papier leiden.

Was die dispositive Behandlung des Stoffes selbst anlangt, so gelte als erste Regel die Vermeidung alles Gesuchten und Gekünstelten. Die Anordnung des Ganzen sei so durchsichtig wie möglich. Man spricht vom „Aufbau" einer Rede. In der Tat läßt sich eine Rede mit einem Bauwerk vergleichen. Die einzelnen Gedanken, Tatsachen und Beweisstücke sind die Bausteine. Sie dürfen nicht lose und in willkürlicher Reihenfolge neben- und aufeinander geschichtet werden, sondern gemäß den sachlichen und logischen Zusammenhängen, die zwischen ihnen bestehen und die zu finden eben die Gedankenarbeit des Redners bildet. Er fügt diese Einzelgedanken und Tatsachen mit dem Mörtel der logischen Verknüpfungen und Uebergänge zu größeren Einheiten zusammen, und aus der Vereinigung dieser Tatsachen- und Gedankengefüge entsteht das Ganze der Rede. Ihre Architektur ist um so vollendeter, je zweckmäßiger sie der ihr gestellten psychologischen Aufgabe angepaßt ist. Alles überflüssige Beiwerk, alle Ueberladung mit verwirrenden Einzelheiten, alle Unklarheiten und Verschnörkelungen sind dabei zu vermeiden. Höchste Zweckmäßigkeit und höchste Schönheit sind hier identische Begriffe. Die verschiedenen Redner werden das gleiche Thema nach verschiedenem Plan behandeln. Die persönliche Eigenart der geistigen Veranlagung und des rhetorischen Stilgefühls wird hier zur Geltung kommen. Wie auch immer ein Redner die Einzelheiten verknüpft und gruppiert: er soll wissen, warum er so und nicht anders disponiert; er soll nicht gedankenlos aneinanderreihen. Reden ohne bewußten klaren Plan ist Gerede aber keine Rede.

Eine unfehlbar beste Schablone für die logische und psychologische Disposition im einzelnen und ganzen gibt es nicht. Einige aufklärende Winke über die verschiedenen Gruppierungsmöglichkeiten mögen hier Platz finden.

Allgemeine Behauptungen werden erst zu Wahrheiten, wenn der Redner sie mit genügenden Beweisen stützt. Um nun zu vermeiden, daß noch nicht überzeugte, vielleicht gegnerisch gesinnte Hörer eine allgemeine Behauptung mit innerem oder gar offenem Widerspruch beantworten, ist es ratsam, nicht zuerst die allgemeine Behauptung und dann die Beweisstücke zu bringen, sondern zuerst die zum Beweis dienenden konkreten Tatsachen vorzuführen und daraus dann den allgemeinen Schluß zu ziehen.

Auch bei rein logischen Auseinandersetzungen ist diese „induktive Methode", die von den Einzelheiten aus zum Allgemeinen führt, zweckmäßiger als die umgekehrte „deduktive Methode", die die allgemeine Wahrheit voraussstellt und von ihr aus die Einzelheiten zur Veranschaulichung heranzieht. Nur wenn die allgemeine Wahrheit bereits aus anderen Gründen in der Ueberzeugung der Hörer lebt, gewinnt das deduktive Verfahren seine Bedeutung. Die allgemeine Wahrheit dient dann als Leuchte, um Einzelerscheinungen in ihrer tieferen Begründung und Bedeutung zu zeigen.

Eine weitere Regel für die Anordnung ist die, daß man bei der Vorführung einer größeren Anzahl von Gründen, die zu einer Beweisführung dienen, zuerst die schwächeren vorführt und sich die stärkeren zum Schlusse aufspart. Auf diese Weise steigert man die Wirkung der Argumentation von Punkt zu Punkt, jedes überzeugende neue Beweisstück rechtfertigt die vorangegangenen schwächeren, und das Schlußargument schlägt den letzten Zweifel tot. Der Hörer wird auf diese Weise weit sicherer gepackt als bei dem umgekehrten Verfahren. In ihrer allgemeinen psychologischen Anwendung sagt diese Regel, daß man bei allen Darlegungen vom weniger Bedeutenden zum Bedeutenderen, vom weniger Interessanten zum Interessantesten fortschreiten soll. So verhütet man, daß das Interesse des Hörers erlahmt; er wird in steter „Spannung" gehalten. In allen guten Theaterstücken, Konzertprogrammen usw. finden wir das gleiche Verfahren angewandt,

und aus demselben Grund läßt man bei einem Festgelage die besseren Speisen und Getränke den geringeren folgen.

Besondere Schwierigkeiten bereiten dem Anfänger oft die Einleitung und der Schluß einer Rede. Der Redner darf nicht mit der Tür ins Haus fallen, d. h. er darf nicht sofort mit großen schwungvollen Worten auf die Versammlung losreden. Meist kommen die Zuhörer mit allerlei Gedanken und Alltagsstimmungen in die Versammlung. Sie sollen in einen gemeinsamen Gedankenstrom hineingezogen und zu einheitlicher, höherer Stimmung emporgeführt werden. Das kann nur allmählich geschehen. Die Einleitungsworte müssen sich darum an das Stimmungsniveau des Alltagslebens anpassen. Einige erklärende Worte über den Zweck der Zusammenkunft, die gestellte Aufgabe und ihre Bedeutung werden die Unruhe der ersten Minuten bannen und die nötige innere Sammlung in der Zuhörerschaft herstellen. Dann gehe der Redner aber rasch in die Sache selbst hinein. Sich länger als unbedingt notwendig mit einleitenden Bemerkungen aufzuhalten ist ein Fehler.

Noch schwieriger als die Einleitung fällt manchem der Schluß seiner Rede. Da machen auch erfahrene Redner schlimme Fehler. Der Schluß soll die Kerngedanken des Vortrags kurz zusammenfassen und in gehobenen Worten die daraus zu ziehenden Folgerungen dem Hörer ins Bewußtsein rufen. Es soll ein packender Appell sein, der sich je nach der Natur der Rede mehr an den Verstand oder an das Gefühl oder an den Willen der Zuhörer wendet. Der Schluß hat gewissermaßen die Krönung des ganzen logisch-psychologischen Baues zu bilden. Er muß darum nach Inhalt und Form vollendet sein.

Niemals darf sich ein Redner mit dem Gedanken trösten, der Schluß finde sich schon von selbst, wenn's Zeit ist. Wenn er keinen Teil seiner Rede genau vorzubereiten in der Lage war, den Schluß sollte er unter allen Umständen sich vorher zurechtlegen. Bevor er das erste Wort sagt, sollte er wissen, wie das letzte Wort lauten soll. Durch nichts verdirbt er den Gesamteindruck seiner Rede mehr, als wenn er keinen richtigen und rechtzeitigen Schluß finden kann. Wie oft hört man einen Redner, der gewissermaßen „über den Schluß hinaus-

spricht" und dann noch einmal und immer noch einmal wiederkaut, was er schon gesagt hat. Er hat den natürlichen Schluß- und Höhepunkt seiner Rede überschritten, sein weiteres Gerede schwächt die Wirkung nur ab; mag er auch noch immer lauter schreien, er wird diesen schlechten Eindruck nicht verwischen. Und wenn er dann endlich wirklich aufhört, hat er selbst das unangenehme Gefühl, daß er zuletzt bergab geredet hat.

Der Schluß verträgt und verlangt auch den Flug einer schöngewählten „gehobenen" Sprachform. Es ist der Teil der Rede, dem auch die Redekunst des nüchternen Nordländers ein gewisses Maß von rhetorischem Pathos zubilligt. Und man präge sich die Schlußsätze so fest ein, daß man auch in rascherem Tempo und in höherem Schwung des Sprechens nicht über den Ausdruck stolpert, sich nicht verspricht oder in falsche Satzbildungen verwickelt. Das macht einen jämmerlichen Eindruck. Die letzten Sätze seien wirkungsvoll nach Inhalt und Form, und der allerletzte Satz übertreffe alle an Klang und Bedeutung.

§ 21. Vom Auswendiglernen.

Soll man die ganze Niederschrift einer Rede auswendig lernen? — Aengstliche, des öffentlichen Redens noch ungewohnte Gemüter pflegen das zu tun. Sie lernen Satz für Satz auswendig und deklamieren die Rede zu Hause einigemal zur Probe, um zur gegebenen Stunde ja nicht stecken zu bleiben. Es ist das zwar eine gute Gedächtnis- und Sprechübung; aber die Gefahr des Steckenbleibens wird dadurch eher erhöht als vermindert. Wer beim Reden seine Aufmerksamkeit darauf richtet, die vorbereitete Form der einzelnen Sätze sich wortgetreu ins Gedächtnis zu rufen, kann nicht zugleich den Inhalt durchdenken. Ganz durch die gewissenhaft genaue Wiederholung der vorbereiteten Form in Anspruch genommen, verliert sein Geist den innigen schöpferischen Zusammenhang mit dem Gedankengang. Versagt dann irgendwo die Worterinnerung, reißt der Gedächtnisfaden mal ab, dann ist auch der Gedankenfaden verloren: der Redner steht hilflos da, ein Gegenstand des verlegenen Mitleids oder des höhnischen Spottes der Zuhörer.

Aber auch wenn dieses Schrecklichste nicht eintritt, wenn die auswendig gelernte Rede von Anfang bis zu Ende glücklich hergesagt wird, so ist das doch nicht die richtige Art des Redens, die den Geist des Hörers packt. Nur die unmittelbare Gedankentätigkeit des Redenden wirkt suggestiv, zum Mitdenken zwingend auf die Hörer. Wer diesen innigen Kontakt mit den Hörern herstellen will, muß beim Reden jeden Gedanken, auch wenn er sorgfältig vorbereitet in seinem Geist liegt, nochmals durchdenken. Er muß immer ganz und gar bei der Sache sein. Das macht es ihm einfach unmöglich, seine Aufmerksamkeit auf die Wiederholung einer rein gedächtnismäßig eingeprägten Form zu richten. Was ihm da nicht von selbst wieder einfällt, auf das kann er sich nicht lange besinnen, das muß eben, wie es der Augenblick gerade eingibt, anders ausgedrückt werden. Ist er ganz im sachlichen Zusammenhang drin, dann mag er im Augenblick mal stolpern, mag mal einen Satz bilden, der grammatisch nicht ganz korrekt ist; das sind Unebenheiten ohne größere Bedeutung. Der durch den Inhalt gefesselte Hörer wird sie kaum bemerken. Dieses denkende Reden schützt aber auch am besten vor dem Steckenbleiben. Wem der innere sachliche Zusammenhang stets gegenwärtig bleibt, der wird auch immer einen weiterführenden Gedanken bereit haben. Er wird auch beim Reden selbst noch manchen neuen Gedanken finden und einfügen, der ihm vorher nicht gekommen war. Das sind oft sogar die besten und zündendsten Einfälle.

Trotzdem möge der Anfänger das Konzept seiner Rede insoweit auswendig lernen, daß er die einzelnen Gedanken öfters laut liest und nach dem Gedächtnis frei, klar und mit Kraft spricht. Erstens ist das eine sehr gute Sprachübung, die seine Stimmorgane geschmeidig macht. Zweitens lernt er dabei rasch den Unterschied zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Sprachstil empfinden. Die Notwendigkeit einer einfachen Satzbildung und einer rednerisch klaren Ausdrucksweise drängt sich ihm auf. Drittens aber bleibt ihm ein guter Teil der Ausdrücke, Sätze und Satzgefüge so im Gedächtnis haften, daß sie ihm beim Reden ganz von selbst wieder ins Bewußtsein steigen. Er braucht sie weder zu suchen noch neu zu bilden. Sie sind da als fertig geformte Bausteine

seiner Rede, sie machen ihm keine besondere Arbeit mehr, und er kann sich freier den anderen Seiten seiner rednerischen Aufgabe hingeben. Auf diese Weise erlangt er rasch einen immer größeren Reichtum an Ausdrucksformen, der ihm jederzeit zu Gebote steht und ihn allmählich zum Meister der Sprache macht.

Der Anfänger präge sich also die Niederschrift seiner Rede durch lautes Lesen und Sprechen ein; aber er tue dies nicht in der Absicht, sie nun wortgetreu und rein gedächtnismäßig vorzutragen. Um in diese üble Gewohnheit gar nicht hineinzukommen, mache man es sich zur Regel, wenn man die Rede zu Hause zur Probe laut hersagt, sich nie wegen der niedergeschriebenen Form zu unterbrechen, sondern, wenn einem diese nicht gleich von selbst einfällt, über die schwache Stelle frei weiter zu sprechen.

§ 22. Zur Psychologie der Rede.

Wer kein Schablonenredner sein und die größtmögliche Wirkung erzielen will, der muß seine Rede dem *besonderen Zweck* anpassen, dem sie dienen soll. Die Auswahl des Stoffes wie die Anordnung und Ausdrucksweise, der ganze Charakter der Rede muß durch ihn bestimmt werden. Man muß sich darum zu allererst selber darüber klar sein, was man mit seiner Rede beim Hörer erreichen will. Ist man sich dieses Endzwecks klar bewußt, hält man ihn als Ziel unverrückt im Auge, so werden die einzelnen Ausführungen jene höhere Einheit in Form und Inhalt gewinnen, die sie zu einem psychologischen Kunstwerk, zu einer wirklichen Rede macht. In ihr wird es keine in ihrer Wirkung sich aufhebenden Teile, keinen inneren Widerspruch geben. Alle Einzelheiten werden sich zu *einer* starken Gesamtwirkung harmonisch vereinen. Das ist die höchste Kunst der Rede.

Das geistige Leben des Menschen, seine Psyche, zeigt drei verschiedenartige Funktionsweisen: Denken, Fühlen, Wollen. Das sind gewissermaßen die drei großen Reiche unseres inneren, „seelischen" Lebens. Je nachdem ich mich vorzugsweise an den Verstand, das Gefühl oder an den Willen des Hörers wende, entstehen die drei Arten der Rede: 1. die Verstandesrede, 2. die Gefühls- oder Stimmungsrede, 3. die Willensrede.

Die Verstandesrede packt den Hörer von seinem logischen Denkvermögen aus; sie will sein Wissen erweitern, sein Urteil berichtigen, seine Einsicht läutern und vertiefen, kurz: seinen Intellekt bilden. Zu dieser Art der Rede gehört am ausgesprochensten der wissenschaftliche Vortrag. Bei ihm spielen nur klare Wissensdarbietungen und die logische Beweisführung eine Rolle, und je strenger sich der Redner im rein Verstandesmäßigen hält, um so besser ist der Vortrag. Alles, was bloß darauf berechnet ist, bei dem Publikum Stimmung zu machen, alles Gefühlsmäßige ist in einem wissenschaftlichen Vortrag ein Fehler, denn es beeinträchtigt die ruhige Funktionsweise des Hirns; der wissenschaftliche Wahrheitssinn, der nichts anderes als die Erfassung des rein objektiven Sachverhaltes zu leisten hat, wird irritiert.

In die Gruppe der Stimmungsreden gehört die Festrede. Hier zielen alle Ausführungen des Redners mittelbar oder unmittelbar auf das Gemüt des Zuhörers. Er soll „herzergreifend" sprechen. Die Anwesenden sollen aus der Alltagsstimmung herausgerissen werden. Die Festrede soll eine Hochstimmung erzeugen, indem sie das Gefühlsleben vieler an gemeinsamen Idealen entzündet und in eine mächtige Flamme der Begeisterung emporlodern läßt.

Wer als Festredner berufen einen lehrhaften Vortrag oder eine trockene Tatsachenauseinandersetzung gibt, ist ein arger Stümper. Statt seine Hörer hinzureißen, stößt er sie ab, statt die in den Herzen der einzelnen schon glimmenden Funken der Begeisterung zu entflammen, gießt er Wasser hinein und verdirbt die Feststimmung auf Stunden hinaus. Wer hat nicht schon solche „Festreden" gehört, die mit Ungeduld und mit wachsendem Mißbehagen angehört wurden und bei deren Schluß man sich freute, daß die Qual vorbei war und man sich nun wieder erfreulicheren Dingen hingeben durfte. Die Festrede muß im Ton und im Inhalt „festlich" abgestimmt sein, wenn sie wirken soll. Man nehme also seine Phantasie zu Hilfe und versetze sich bei der Vorbereitung in die gehobene Situation, in der man zu sprechen hat. Und noch eine wichtige Regel: Stimmungsreden dürfen unter keinen Umständen Dauerreden sein. Eine halbe Stunde ist ein gutes Maß.

Bei der dritten Klasse von Reden handelt es sich darum, den Willen des Hörers zu beeinflussen, ihn zur Tat aufzurufen. Eine Willensrede ist es, wenn der Feldherr seine Soldaten anfeuert, oder wenn ein Lehrer einem trägen Schüler, ein Vater seinem leichtsinnigen Sohn eine Mahnrede hält, sich zu bessern, stark zu sein, seine Schwächen zu überwinden. In allen diesen Fällen handelt es sich darum, daß der Wille einer stärkeren Persönlichkeit mit suggestiver Kraft auf Schwächere überströmt, deren eigene Willenskraft weckt und sie zu starkem Handeln befähigt.

Alle politischen Reden sind zwar mehr oder minder Willensreden, denn sie sollen in letzter Linie doch alle den Hörer zu tätiger Teilnahme an einer Parteibewegung, zur Mitarbeit an einem bestimmten Ziel bestimmen. Aber unter den politischen Reden lassen sich doch auch, je nachdem das Verstandesmäßige oder Gefühlsmäßige als psychologische Methode vorherrscht, politische Verstandes- oder politische Stimmungsreden unterscheiden. Eine rein sachliche Debatte im Parlament zum Beispiel oder ein Vortrag über die sozialistische Theorie sind politische Verstandesreden, denen die Reden bei Maifeiern, Stiftungsfesten usw. als politische Stimmungsreden gegenüberstehen. Doch auch diese Reden enthalten naturgemäß daneben starke Willensmomente. Sie begnügen sich nicht damit, das logische Verständnis oder die gefühlsmäßige Freude an unseren Idealen zu fördern, ihre letzte Aufgabe ist immer, auch den Willen zur Teilnahme am Kampf für dieselben zu beeinflussen. In den Vordergrund tritt die Willenseinwirkung bei der Agitations- und Organisationsrede. Ebenso ist die Wahlrede, die den Hörer zur Werbearbeit und zur Stimmabgabe für den Kandidaten der Partei anfeuern soll, eine ausgesprochene Willensrede.

Der politische Redner muß also alle drei Register zu ziehen verstehen; er muß gleichermaßen den Verstand, das Gefühl und den Willen des Hörers zu packen wissen. Diese drei Beeinflussungswege kommen in jeder politischen Rede zu ihrem Recht. Sie können auch die Einteilungsgründe zur Disposition des ganzen Vortrags wie seiner einzelnen Teile abgeben. Nehmen wir z. B. das Thema: „Die Ziele des Sozialismus." Der erste Teil kann auf den Verstand, der zweite

auf das Gefühl, der dritte auf den Willen des Hörers eingestellt sein. Das würde eine sehr zweckmäßige Disposition sein. Im ersten Teil würde man das Unvernünftige der individualistischen Wirtschaftsweise, die Verschwendung von produktiven Kräften, die unrationelle Verteilung, die Anarchie der Konkurrenz, die mangelnde Harmonie zwischen Bedarf und Erzeugung u. a. darlegen und die Möglichkeit einer zweckmäßigeren Gestaltung aufzeigen. Dann käme im zweiten Teil die Einwirkung auf die sozialen Gefühle der Hörer, indem man die Ungerechtigkeit solcher Zustände ins Bewußtsein hebt; Riesenreichtum, Korruption des Ueberflusses für die einen, Massenarmut, körperliches und geistiges Elend für die anderen, die Hemmung gesunder Emporbildung, die Gefahr der Degeneration und des Verfalls für alle! Nachdem so Verstand und Gefühl bearbeitet, Hirn und Herz des Hörers gewonnen sind, setzt im dritten Teil der Rede der Angriff auf den Willen des Hörers ein. Die Möglichkeit einer Lösung, die Ziele des Kampfes, die Mittel und Wege ihrer Erreichung werden gezeigt. Sind Einsicht und Wunsch im ersten und zweiten Teil richtig geweckt worden, so wird aus ihnen jetzt sicher auch der bewußte Wille zum Handeln erzeugt. Die objektiven Forderungen unseres Programms werden zu subjektiven Kräften im Seelenleben des neuen Mitkämpfers. Sein geweckes soziales Pflichtgefühl treibt ihn, den Mahnungen des Redners Folge zu leisten: Hinein in die Organisation! Werdet Leser der Parteizeitung! Helfe jeder einzelne mit, um die Sache des Volkes, um die Sache der Menschheit zum Sieg zu führen!

Wie im Ganzen der Rede, so kann man auch innerhalb eines Teiles der Rede oder auch eines einzelnen Gedankengefüges die drei psychologischen Beeinflussungsmethoden nacheinander anwenden, indem man zuerst den Tatbestand entwickelt und den Gedankenbeweis bringt, dann das Gefühlsmoment heraushebt, Mitleid, Verachtung, Zorn, Freude, Stolz, Begeisterung erregt und für das schließlich zu zeigende Willensziel nutzbar macht.

Auch den umgekehrten Weg kann man in kleinen Zusammenhängen gehen. Man stellt die Forderung voran, verankert sie im Gefühl des Hörers durch den Nachweis ihrer Notwen-

digkeit und Gerechtigkeit und entwickelt dann ihre Vernünftigkeit und Durchführbarkeit. Letzteres vielleicht, indem man sich die Einwürfe des Gegners selbst macht und sie dann widerlegt. Nehmen wir z. B. die Forderung der Einheitsschule, so würde man nach diesem Anordnungssystem zunächst die Forderung erklären, sie dann durch den Hinweis auf die Niederhaltung zahlreicher begabter Kinder armer Eltern einerseits, die frühzeitige Erzeugung von Dünkel und unsozialer Gesinnung bei den Kindern der Reichen andererseits ins Gefühl der Hörer eintreiben, und schließlich den gegnerischen Einwurf der Unzweckmäßigkeit oder Undurchführbarkeit durch den Tatsachennachweis widerlegen, daß und wie diese Einrichtung schon anderwärts mit bestem Erfolg eingeführt ist.

Schließlich kann man auch zuerst die Gefühlsseite anschlagen, indem man an bestimmten Tatsachen, Ereignissen, Einzelbildern das Gefühl in Wallung bringt. Darauf entwickelt man verstandesmäßig das Mittel der Abhilfe und läßt den Appell an den Willen folgen. Der Redner soll sich also auch hier nicht an eine Schablone binden; je nachdem es ihm im gegebenen Fall zweckmäßig erscheint, mag er das Ganze aufbauen. Der rednerisch Beanlagte wendet die verschiedenen Methoden der psychologischen Einwirkung schon unbewußt an; sicherer aber wird er seine Wirkung erzielen, wenn er sie auch bewußt zu handhaben versteht. Dem Anfänger wird die Kenntnis der Regeln das Werk erleichtern; sie wird ihm den Weg zur Meisterschaft abkürzen.

Der ganze Erfolg einer Rede kann vereitelt werden durch taktische Ungeschicklichkeiten, die der Redner aus mangelnder Kenntnis seiner Zuhörerschaft begeht. Man muß die Natur des Bodens kennen, wenn man ihn erfolgreich bearbeiten will. Wer in einen Ort geht, in dem er nie zuvor gewesen, um Leute, die er nie zuvor gesehen, für seine Ideen zu gewinnen, der soll sich vorher über die örtliche Situation unterrichten. Er soll sich nach den Erwerbs- und Lebensverhältnissen der Bevölkerung, nach ihrer konfessionellen und politischen Parteiung, nach kommunalpolitischen Angelegenheiten erkundigen. Hat man sich einigermaßen orientiert über die Anschauungen und Interessen seiner Hörer, so wird man in der

Auswahl des Stoffes und in der Art seiner Behandlung viel sicherer das treffen, was fesselt und einschlägt, als wenn man aufs Geratewohl mit der Stange im Nebel herumfährt. Wer vor einer bereits sozialdemokratisch gesinnten Arbeiterschaft, die die Parteipresse liest, mit breiter Ausführlichkeit Dinge entwickelt, die die meisten seiner Zuhörer so gut wissen wie er selbst, handelt ebenso verkehrt wie der Redner, der auf politischem Neuland, etwa vor Kleinbauern oder Landarbeitern, Dinge und Vorstellungen als bekannt voraussetzt, die seinen Zuhörern noch ganz fremd sind. Man muß an die Vorstellungswelt, an die besonderen Lebensverhältnisse, Schmerzen und Wünsche seiner Hörer anknüpfen, wenn man ihr Interesse fesseln und sie zu tieferer Erkenntnis ihrer politischen und wirtschaftlichen Lage führen will. Man überzeugt den Gegner nicht, wenn man seine Gefühle verletzt, und man gewinnt die Köpfe nicht, wenn man über die Köpfe weg spricht. Zu überzeugen und zu gewinnen aber, das sei immer und überall der taktische Leitstern des politischen Redners. Das Amt des „Strafpredigers" überlasse er neidlos denen, die sich von Gott und Rechts wegen dazu berufen fühlen.

§ 23. Das Reden aus dem Stegreif.

Oft kommt man in die Lage, unvorbereitet sprechen zu müssen. Der Parlamentsdebatter muß Meister in dieser Kunst sein. Für den Anfänger bietet die Versammlung im engeren und weiteren Kreis Gelegenheit, sich darin zu üben. Die erste Fähigkeit, die ein guter Diskussionsredner besitzen muß, ist die Fähigkeit, gut zu hören. Er muß nicht bloß mit dem Ohr, sondern auch mit dem Verstand den Ausführungen folgen, zu denen er Stellung nehmen will. Gut hören ist nicht minder schwer als gut reden. Wie zu diesem, so gehört zu jenem Sachkenntnis und Verstandesschulung. Man muß das Wesentliche aus dem Gesagten herauszufinden wissen. Auf Nebensächlichkeiten oder gar auf kleinen Entgleisungen, auf einem mißverständlichen Ausdruck oder einem unbedeutenden Irrtum des Vorredners herumzureiten ist eine jämmerliche Art der Diskussion. Nur gehässige oder

beschränkte Menschen führen den geistigen Kampf auf diese Weise. Die einzelnen Worte und Sätze des Gegners sind aus dem ganzen Zusammenhang zu verstehen; man muß erfassen, was er sagen *will*. Darauf ist zu erwidern, daran ist er zu packen, nicht aber an zufälligen Mißverständlichkeiten oder an nebensächlichen Irrtümern. Man höre also aufmerksam und nachdenkend zu und werde Meister im Verstehen, wenn man ein Meister der Gegenrede werden will.

Die Punkte, auf die man glaubt eingehen zu müssen, notiere man sich rasch in Stichwortform auf ein Blatt Papier, mit genügend Raum dazwischen, um Dazugehöriges einschieben zu können. Soll es eine umfangreichere Erwiderung werden, so empfiehlt es sich, mehrere kleine Zettel zu nehmen, für jeden Punkt einen. Dazu eignen sich die bekannten durchlochten Blocks am besten. Man kann dann vor dem Antworten die einzelnen Blätter so ordnen, daß eine sachgemäße Reihenfolge entsteht. Der Diskussionsredner gewinnt so eine einigermaßen klare Einteilung. Die Kraut- und Rübenrede, bei der die einzelnen Punkte ohne inneren Zusammenhang wahllos aneinandergereiht und durcheinandergemengt werden, wirkt sehr wenig schön. Auch auf einem einzelnen Blatt kann man sich durch Numerierung rasch die Punkte umordnen.

Jede Sekunde Zeit, die einem zur Ueberlegung übrig bleibt, nutze man aus, um über das, was man sagen will, nachzudenken. Man lege sich die Beweismittel besser zurecht, die man ins Feld führen will; scheide aus, was weniger wichtig erscheint; notiere gute Einfälle noch rasch auf das Merkblatt; unterstreiche, was man besonders betonen will; kurz, man bereite auch die Diskussionsrede noch so gut vor, wie es in der Eile geht. Sobald man geistig an den Notizen arbeitet, wird man finden, daß man bessere Gründe und wirksamere Formen findet als die, die einem im ersten Augenblick einfielen.

Alle Punkte, deren Behandlung aus dem einen oder anderen Grund in der gegebenen Situation minder wichtig, unnötig oder unpraktisch erscheinen, scheide man aus. Die Konzentration auf das jeweils Notwendigste und Wirksamste führe man streng durch. Ist ein mit Nebensächlichkeiten und Umständlichkeiten beladenes Referat schon ein übles Ding, so ist in der Diskussion jede Breite und selbstgefällige Weit-

schweifigkeit geradezu unerträglich. Wer die Geduld der Hörer mißbraucht und deren berechtigten Wunsch, nicht über die Zeit aufgehalten zu werden, mißachtet, wird sich bei Freund und Feind um den Erfolg bringen. Daß bei solchen weitschweifigen Diskutiereien auch kein wirklicher Meinungsaustausch zustande kommen kann, der den Geist der Hörer anregt und hebt, liegt auf der Hand. Mit wenig Worten viel sagen sei Grundsatz! Der Anfänger versuche zunächst einen ihm bedeutsam erscheinenden Punkt aus den gehörten Ausführungen herauszugreifen und ihn sachlich so kurz und schlagend wie möglich zu widerlegen. Später mag er es mit der Behandlung von mehr Punkten oder des gesamten grundlegenden Gedankenganges versuchen. Dabei vergesse er auch in der Diskussion nicht, daß persönlich verletzende Bemerkungen, Unterstellungen, Verdächtigungen, Beschimpfungen des Gegners eine gemeine Kampfesweise sind.

Man soll überall und unter allen Umständen nur dann reden, wenn man wirklich etwas zu sagen hat. Unnötige, inhaltlose Schwätzerei oder Wiederkäuen des Gehörten ist ein Mißbrauch der Redefreiheit, ein grober Unfug gegenüber den Anwesenden.

VI. Kapitel.

Die Technik des Sprechens.

§ 24. Allgemeines.

Eine weitere wichtige Sorge für den angehenden Redner ist die Schulung seiner Sprechwerkzeuge. Die beste Rede verliert ihre Wirkung, wenn der Redner undeutlich oder ästhetisch abstoßend spricht. Die Worte des Redners müssen klar und tonschön an das Ohr des Hörers dringen, so daß es keiner Anstrengung bedarf, sie zu verstehen. Versteht man sie nur mühsam oder teilweise, dann erlahmt bald das Interesse des Hörers, er folgt nicht mehr, und es entsteht in den entfernteren Teilen des Raumes jene Unruhe, die das Verstehen immer schwieriger macht und die ganze Stimmung der Versammlung zerstört.

Außerdem aber geht ein vernachlässigtes, kratziges, schrilles, näselndes, verschleimtes, klotziges oder sonst unangenehmes Organ dem Hörer auf die Nerven. Unschönes Sprechen verstimmt wie schlechte Musik und trägt natürlich nicht dazu bei, den Worten des Redners den Weg zum Herzen des Hörers zu bahnen. Noch gefährlicher für den Erfolg sind lächerlich wirkende Angewohnheiten und Sprachfehler. Mancher achtet dann mehr auf solche belustigenden Schwächen in der Form als auf den Inhalt der Darlegungen. Der rein menschliche Eindruck des Redners und seine sachlichen Darlegungen dürfen einander nicht hemmen. Persönliches und Sachliches, Form und Inhalt einer Rede müssen einander fördern.

Eine klare, tonschöne, gut durchgebildete Art zu sprechen ist also für den Erfolg einer Rede nicht ohne Bedeutung. Sie ist ein Gebot der Rücksichtnahme auf den Hörer. Der Redner hat aber auch allen Grund, im Interesse seiner selbst die Schwächen und Fehler seiner Sprache auszumerzen. Nichts beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit der Stimm- und Sprechorgane so sehr, nichts gefährdet ihre Gesundheit mehr als

schlechtes, d. h. gegen die physiologischen und akustischen Gesetze der Lautbildung verstoßendes Sprechen. Trockenwerden von Mund und Rachen, Rauhigkeit in der Kehle, Hustenreiz, Heiserkeit, schnelle Ermüdung sind Beweise für einen fehlerhaften Gebrauch der Sprachwerkzeuge. Beim Sprechen in der gewöhnlichen Unterhaltung mögen solche Fehler und üble Gewohnheiten ohne merkbare Folgen bleiben, mutet man der Stimme aber größere Leistungen zu, wie sie längere Reden in großen Räumen oder gar im Freien bedeuten, dann versagt sie sehr rasch den Dienst. Wiederholen sich solche Zumutungen, dann sind Entzündungen mit Hustenreiz und Heiserkeit, nicht selten aber auch noch ernstere Stimmerkrankungen („Lehrerkrankheit") die Folge. So Erkrankten kann nur die Erlernung einer richtigen Sprechtechnik dauernde Heilung bringen. Alle Medikamente oder sonstige medizinische Einwirkungen helfen nichts, wenn der Stimmapparat sich bei jeder neuen Gelegenheit die alte Mißhandlung gefallen lassen muß.

Die meisten Menschen sprechen von Haus aus schlecht. Je nach der mundartlichen Grundlage sind die Fehler bei der Bildung der einzelnen Laute verschieden, aber mehr oder minder in die Ohren fallende Mängel sind fast bei jedem vorhanden, der nicht durch die Schule bewußter Sprechtechnik gegangen ist. Nur für den Beruf des Sängers und Bühnenkünstlers ist eine solche planmäßige Schulung heute die Regel. Die meisten anderen Berufssprecher, wie Geistliche, Lehrer und Professoren, Rechtsanwälte, Parlamentarier, entbehren einer solchen Ausbildung. Es ist bekannt, wie wenig wirklich gute Sprecher, im technischen Sinne des Wortes, unter ihnen zu finden sind. In anderen, namentlich in den romanischen Ländern ist die Meisterschaft in der Handhabung der Sprachorgane viel weniger selten. Dort lebt zum Teil noch die hochentwickelte bewußte Sprachschulung der alten Griechen und Römer fort. In Deutschland war diese Kunstübung außerhalb des engen Kreises der Bühnen- und Vortragskünstler fast völlig vergessen. Auch in den höheren Schulen und auf den Universitäten war kaum noch eine Spur davon zu finden. Erst in neuester Zeit sind einzelne Bahnbrecher auf diesem Gebiete hervorgetreten.

Wer nicht von anderen darauf aufmerksam gemacht wird, weiß gewöhnlich gar nicht, wie mangelhaft er spricht. Das rührt zum Teil daher, daß man seine eigene Stimme nicht so hört wie andere sie hören. Man hört sie in erster Linie von innen und hat keine Ahnung, wie sie nur von außenher gehört, klingt und ob sie auch auf weitere Entfernung hin klar und leicht verständlich ist. Die meisten halten ihre eigene Stimme für viel schöner, volltönender und tragkräftiger, als sie ist. Daher die große und wenig angenehme Ueberraschung, wenn man seine eigene Stimme zum erstenmal von einem Phonographen oder Grammophon wiedergegeben hört. Viele erkennen sie als die ihrige gar nicht wieder, so ganz anders hört sie sich nur von außen vernommen an. Sie will ihnen aber auch gar nicht gefallen, weil sie nun plötzlich ihre hervorstechendsten Mängel heraushören.

Für die Stimmschulung kommt es nun vor allem darauf an, auch ohne Zuhilfenahme eines künstlichen Sprechapparats die Mängel der eigenen Sprache zu erkennen und zu überwinden. Das erfordert zugleich mit der Uebung der Sprachwerkzeuge auch die Schulung des Gehörs. Beides ist untrennbar verbunden.

Viele, die an leichtem Versagen der Stimme bei größeren Leistungen, an raschem Heiserwerden bei längerem, lautem Reden oder Vorlesen, an Verschleimung, Rauhwerden und Hustenreiz leiden, glauben, das sei eine angeborene Schwäche, mit der man sich als mit einer unangenehmen, aber unabänderlichen Tatsache abfinden müsse. Das ist glücklicherweise ein Irrtum. Diese Mängel sind fast ausnahmslos durch Gesundschulung der Stimme zu beseitigen. Es gibt überhaupt nur wenige Menschen, denen die Natur so tadellose Sprachwerkzeuge mitgegeben hat und die sie auch von Kindheit an so richtig zu gebrauchen gelernt haben, daß ihre Sprache ohne besondere Schulung den hohen Anforderungen der öffentlichen Rede entspricht. Die große Mehrzahl der Menschen muß die Kunst eines technisch guten Sprechens erst durch Uebung erwerben. Der Redner im öffentlichen Leben braucht die höheren Stufen der sprachlichen Kunstschulung nicht zu erlangen, die sich der Berufssänger, Bühnensprecher und Vortragskünstler aneignen muß. Aber die Grundlage seiner

Stimmschulung ist dieselbe wie die des Gesang- und Sprachkünstlers. Er kann darum auch dieselben Lehrmittel und Ausbildungsmethoden, die jenem zur Verfügung stehen, benutzen.

Der physiologisch richtige Gebrauch der Stimmwerkzeuge erzeugt auch die deutlichste und ausdauerndste Sprache. Zugleich ist dieser Gebrauch für die Sprachwerkzeuge der schonendste, der die gesunde Stimme gesund erhält und die durch schlechten Gebrauch erkrankte gesund macht. Und zum dritten ist die so erzielte Sprachwirkung zugleich die ästhetisch vollkommenste. Kürzer gesagt: lautrechtes, gesundes und tonschönes Sprechen sind dasselbe.

Für den sprachlich völlig Ungeschulten ist es schwer, durch Selbststudium allein angeborene oder von Jugend auf angewöhnte Mängel im Gebrauch seiner Sprechwerkzeuge zu überwinden. Unterrichtsstunden bei einem guten Gesang- oder Vortragslehrer sind der sicherste und leichteste Weg. Der ist aber für viele aus materiellen Gründen oder weil an kleineren Orten geeignete Lehrer nicht vorhanden sind, leider nicht gangbar. Ich will darum versuchen, denen, die die Notwendigkeit einer besseren Schulung ihres Sprachapparats empfinden, wenigstens die Hauptpunkte zu zeigen, auf die es ankommt. Von da aus kann sich dann der ernsthaft Strebende an Hand eines der im Anhang genannten Bücher schon leichter weiterbringen. Das Achten auf das Vorbild guter Schauspieler und Vortragskünstler hilft auch mit. Ist man einmal auf der richtigen Fährte, dann ergibt sich der weitere Weg zum Teil schon von selbst.

§ 25. Der Stimmton.

Der Sitz der Stimmerzeugung ist der Kehlkopf. Er ist ein aus Knorpelplatten gebildetes Gehäuse, in dessen Hohlraum zwei sehr elastische Muskelbänder befestigt sind. Man bezeichnet sie als Stimmbänder oder treffender als Stimmlippen. Beim gewöhnlichen Atmen klaffen die Stimmlippen so weit auseinander, daß der Luftstrom geräuschlos durch sie ein- und ausgeht. Werden sie einander so genähert, daß der Luftstrom beim Ausatmen ihre gespannten Ränder in rhythmische Schwingungen versetzt, dann entsteht der Tonstrom, aus dem

wir Sprache und Gesang bilden. Seine besondere Färbung und Gliederung erfährt dieser unserem Kehlkopf entströmende Naturton durch die Veränderungen des Schallrohrs, das über dem Kehlkopf angebracht ist und durch den Rachen-, Mund- und Nasenraum gebildet wird. Diesen Resonanzraum können wir durch den hinteren beweglichen Teil des Gaumens, das sogenannte Gaumensegel, sowie durch die Zunge, den Unterkiefer und die Lippen im Zusammenwirken mit dem Gaumendach und den Zähnen in mannigfachster Weise verändern. Dadurch entsteht die reiche Fülle verschiedener Laute, aus denen sich unsere Sprache zusammensetzt. Ihre Klarheit und Schönheit hängt von der Güte des Stimmtons und der exakten Artikulation, d. h. der lautrechten Bewegung der genannten Sprechwerkzeuge im Ansatzrohr ab.

Die Lage des Kehlkopfs zu finden ist nicht schwer. Bei dem erwachsenen Manne tritt er als mehr oder minder große Erhebung, die der Volksmund Adamsapfel nennt, am Halse hervor. Dieser Adamsapfel wird durch den Hauptknorpel des Kehlkopfs, den Schildknorpel gebildet. Auch bei Frauen und Kindern ist der Schildknorpel als ein bis zwei Zentimeter langer harter Teil der Luftröhre leicht zu erfassen. Unmittelbar unter ihm ist eine weiche Stelle, an die sich wieder ein kürzeres, hartes Knorpelstück, der vordere Teil des Ringknorpels anschließt.

Läßt man bei leicht geöffneten Lippen und ganz lässigem Verhalten auch der übrigen Sprechorgane die Stimme ertönen, dann hat man den natürlichen Stimmton, der einem nachlässig gesprochenen e, wie es in der unbetonten Endsilbe -en oder den Vorsilben be- und ge- gesprochen wird, am ähnlichsten klingt. Legt man, während man diesen Ton andauern läßt, den Zeigefinger in die erwähnte weiche Furche zwischen dem Schild- und Ringknorpel und führt eine rhythmische Zitterbewegung damit aus, so wird man den Stimmton vibrieren hören. Dieses künstliche Tremolo des Stimmtons ist ein gutes Mittel, Schleimteilchen von den Stimmlippen zu entfernen und diese zu freieren, reineren Schwingungen zu veranlassen. Man suche den Ton auf diese Weise möglichst klar und volltönend herauszuholen, und dabei höre man sich einmal recht aufmerksam in ihn hinein, dann wird man eine

überraschende Entdeckung machen. Was einem anfänglich bei oberflächlicher Wahrnehmung nur als ein unschönes Gebrumm, ähnlich dem einer schläfrigen Kuh, vorkam, entfaltet sich vor unserem aufmerksam lauschenden Ohr als ein ganz musikalisch anmutender Ton. Je reiner man ihn herausholt und je tiefer man sich in ihn hineinhört, um so mehr Fülle und Glanz entwickelt dieser Naturton. Schließlich aber entdeckt man, daß es eigentlich gar kein einzelner Ton ist, was man da hört, sondern ein harmonisches Zusammenklingen von vielen Tönen verschiedenster Höhe. Ueber dem Grundton schwingen noch höhere und höchste Töne bis hinauf zu den hellen Klängen klingender Gläser. Und tief unten begleitet wohliges Summen das Klanggebilde. Wir stehen hier vor der durch den großen Physiker Helmholtz erstmals gründlich erforschten und dargestellten Tatsache, daß das, was wir gewöhnlich als einzelnen musikalischen Ton auffassen, ein zusammengesetzter Klang ist, d. h. ein Tonbündel, das aus einem Grundton mit seinen harmonischen Obertönen und noch einigen anderen Begleittönen besteht.

Dem musikalisch ungeübten Ohr fällt es schwer, aus dem Ganzen des Stimmtons einzelne Teiltöne herauszuhören. Sehr leicht ist das, wenn man den Ton kräftig in ein geöffnetes Klavier, bei gehobenem Pedal, hineinsingt. Die Harfe des Klaviers gibt dann den Ton in seiner charakteristischen Färbung getreu wieder, was darauf beruht, daß jeder in ihm enthaltene Teilton die ihm entsprechende Saite in Schwingung versetzt. So schallt uns aus dem Klavier das gleiche Tonbündel heraus, das wir hineinsenden. Bricht man dabei plötzlich den Stimmton ab und belauscht dann das langsame Verklingen im Klavier, dann kann man deutlich die einzelnen Teiltöne unterscheiden, die höchsten, die am längsten klingen, am deutlichsten.

Es ist notwendig, das Gehör für diese Geheimnisse und verborgenen Schönheiten unserer Sprachlaute zu schulen. Da beginne man also zunächst mit der gründlichen Durchhörung des Naturtons. Man übe ihn, lasse ihn an- und abschwellen bis zum stärksten Forte und zum leisesten Piano, lasse ihn zwischendurch vibrieren und wieder in gleichmäßigem Fluß ertönen. Der ganze Resonanzraum, zu dem auch die Neben-

Klang hinein, suche die einzelnen Obertöne zu erfassen und die Resonanz stärken. Man höre sich immer tiefer in den höhlen (Kiefern-, Stirnbein-, Keilbein-, Siebbeinhöhlen) gehören, muß davon erfüllt sein. Auch der Brustkasten hilft den Glanz des Ganzen zu entfalten. Je voller er an Obertönen ist, um so „klangvoller" ist er. Darauf beruht seine Schönheit rial, so verbessert und veredelt man seine Sprache von Grund und, was überaus wichtig ist, seine Tragweite bei sonst gleicher Bildungsstärke.

Ein guter Stimmton ist für den Sprechenden das, was der gute Bogenstrich für den Geiger ist. Der Stimmton bildet aus.

§ 26. Die Atmung.

Soll ein andauernder, gut entwickelter Ton erzeugt werden, so muß der Luftstrom, der die Stimmlippen in Schwingungen versetzt, genügende Kraft und Dauer haben. Der Sprechende oder Singende muß diesen Luftstrom in seiner Gewalt haben. Damit ihm der Luftvorrat nicht zur unrechten das Grundelement, das Material, aus dem die ganze Mannigfaltigkeit der stimmhaften Einzellaute herausgearbeitet wird. Er muß das ganze Lautgefüge unserer Sprache mit Wohllaut und Glanz erfüllen. Verbessert man also dieses Grundmate-Zeit ausgeht, muß er lernen, sich ausgiebig und rechtzeitig mit dieser unentbehrlichen Triebkraft einzudecken. Und will er möglichst großen Nutzwert von der bezogenen Luftmenge haben, so darf er beim Ausgeben nichts verschwenden. Die gespannten Stimmlippen sind ständig unter einem genügenden Druckstrom zu halten, so lange sie Tonmaterial hergeben sollen. Für die Hereinholung neuen Luftstroms sind die Pausen, die durch die sinngemäßen Einschnitte des Satzes oder des Satzgefüges gegeben sind, zu benutzen. Unterbrechungen des Satzes an anderen Stellen oder gar mitten in einem Worte durch Atemschöpfen sind zu vermeiden.

Die Sorge für eine naturrichtige Atmung und eine rationelle Verwendung der ausströmenden Luft beim Reden ist aber auch notwendig zur Gesunderhaltung der Sprechwerkzeuge. Das gezwungene Hinausstoßen von Worten bei schon erlöschendem Atemstrom mit nachfolgendem gierigen Schnap-

pen nach Luft greift die empfindlichen Schleimhäute des Stimmapparats schwer an. Oft verursacht es eine sofortige Störung der Stimmbildung, eine Rauhigkeit oder Heiserkeit des Tons, einen Reiz, der zu einem Räuspern oder Husten nötigt. Bei der öfteren oder gewohnheitsmäßigen Mißhandlung der Stimme durch solche Verstöße gegen die Physiologie der Atmung darf man sich über dauernde üble Folgen nicht wundern.

In ruhendem Zustand ist das Einziehen der Luft durch die Nase die einzig statthafte Art des Atmens. Die Nase mit ihren komplizierten Windungen und der fein entwickelten Schleimhautbildung ist ein vorzüglicher Filtrierapparat, durch den die Luft beim Einziehen vorgewärmt und von Staubteilchen und vielen Bakterien gereinigt wird. Beim Atmen mit offenem Mund fehlt diese Vorwärmung und Läuterung des Luftstroms. Erkältungen, Infektionen und sonstige Schädigungen der empfindlichen Luftwege und der Lunge selbst sind die Folgen. Besonders gefährlich ist die Atmung bei offenem Mund in Räumen mit zu niedriger Temperatur, die obendrein noch durch Staub, Tabakrauch oder schädliche Gase verunreinigt sind. Und am gefährlichsten ist sie, wenn sich dabei auch noch die Atmungsorgane in erregtem Zustand befinden. Das alles ist aber der Fall bei einem Redner, der in einer Volksversammlung bei höchster Anstrengung seiner Stimme mit offenem Munde nach Luft schnappt. Auch die von Haus aus gesündesten und widerstandsfähigsten Atmungs- und Sprechorgane halten das auf die Dauer nicht aus. So erklärt es sich, daß die meisten politischen Redner aus den Wahlkampagnen heiser und erkältet zurückkehren. Viele haben noch wochenlang an den Nachwehen der bei solchen Gelegenheiten erworbenen Hals- und Stimmerkrankungen zu tun. Man vergleiche damit die Ausdauer der Schauspieler und Sänger, die den größten Teil des Jahres hindurch, oft Abend für Abend, ihrem Stimmapparat die höchsten Leistungen abverlangen müssen und dabei ihre Stimme gesund erhalten. Das Geheimnis ihrer Ausdauer liegt lediglich in der guten Schulung ihrer Stimm- und Atmungsorgane.

Man mache es sich darum zur Regel, beim Reden die Luft möglichst durch die Nase hereinzunehmen. Möglichst —

denn es ist, ohne den raschen Fluß der Sätze zu stören, nicht immer möglich. Will der Redner nicht Gefahr laufen, den Atem vorzeitig zu verlieren, so daß er den letzten Teil eines längeren Satzes nur noch mit Anstrengung herauspressen kann, so ist er genötigt, zwischendurch des öfteren einen kurzen Hilfsatemzug zu tun. Das aber ist häufig inmitten der Artikulation nur bei mehr oder minder geöffneten Lippen zu ermöglichen. Bei allen Endpunkten oder sinngemäßen Einschnitten innerhalb des Satzes, die ein ausgiebiges Atemholen gestatten, schließe man aber die Lippen und atme rasch und tief durch die Nase ein.

Rasch und tief durch die Nase einatmen kann man freilich nur, wenn die Nasengänge frei sind. Wer an abnormen Bildungen in der Nase, an Wucherungen oder Schwellungen leidet, kann natürlich nicht durch Uebungen allein lernen, richtig zu atmen. Sein Weg geht zunächst zum Arzt. Mit kranken Atmungsorganen soll man sich nicht auch noch den Schädigungen rednerischer Tätigkeit aussetzen. Wer aber nur aus falscher Gewohnheit schlecht atmet, der ersetze durch geeignete Atemübungen die schlechte und nachlässige Art seiner Luftversorgung durch die physiologisch richtige. Nur dann wird er auch gut und ausdauernd sprechen lernen.

Die Uebungen des richtigen Atmens sind mit den Stimm- und Lautübungen, die zur Ausbildung einer leistungsfähigen Sprechtechnik gehören, zu verbinden. Eine gesonderte Vorübung ist das rasche und tiefe Atemholen bei geschlossenem Munde mit nachfolgendem Festhalten und ganz langsamem und möglichst gleichmäßigem Ausströmenlassen des Luftvorrats. Füllt man die Lunge gut mit Luft, so fühlt und sieht man, wie sich die unteren Rippen ausdehnen und die Bauchdecke nach außen hebt. Diese Bewegung wird verursacht durch die Tätigkeit des Zwerchfells. Letzteres ist eine die Brust und Bauchhöhle wagrecht scheidende Muskel- und Bänderwand, die beim Einatmen nach unten in die Bauchhöhle ausweicht, um sich beim Ausatmen wieder nach oben in die Brusthöhle hineinzuwölben. Je ausgiebiger diese Bewegungen des Zwerchfells sind, um so ausgiebiger ist die Atmung. Durch das Einpressen des Zwerchfells in die Bauchhöhle wird die Bauchdecke emporgetrieben. Mit Hilfe ihrer Muskulatur sowie

des Zwerchfells können wir nun den Ausatmungsvorgang bis zu einem gewissen Grad in unsere Gewalt bekommen und nach den Bedürfnissen sprachlicher oder gesanglicher Betätigung regulieren.

Das läßt sich leicht in folgender Weise kontrollieren: Man atme in ruhender Lage — etwa abends oder morgens im Bett — tief ein und lege dabei die flache Hand auf die Bauchdecke. Dann fühlt man deutlich, wie der untere Teil des Brustkastens und die Bauchdecke sich emporwölben. Solange man nun den Atem durch festen Verschluß der Stimmlippen festhält, bleibt die Auswölbung in voller Spannung bestehen. Läßt man dann die Luft ausströmen, so sinkt sie mehr oder minder rasch wieder ein. Es kommt nun darauf an zu lernen, die Luft möglichst langsam und gleichmäßig zu entlassen. Durch die Hand läßt sich das kontrollieren. Man übe auch das ruckweise Ausatmen, um den Apparat möglichst beherrschen zu lernen. Dann lasse man den Stimmton mit ertönen. So hat man durch Hand und Gehör zugleich die feinste Kontrolle über den Verlauf der Ausatmung.

Man übe nun die bewußte Vereinigung ausgiebiger Atmung mit der Erzeugung eines langandauernden, gleichmäßig und schön entwickelten Stimmtons. Bei der späteren Behandlung der artikulierten Lautbildung wird die Wichtigkeit einer möglichst reichen Verwendung des Stimmtons in Verbindung mit richtiger Atmung noch näher zu erörtern sein. Hier handelt es sich zunächst um das klare Erkennenlernen und die Aneignung dieser Grundelemente aller kultivierten Stimm- und Sprachbetätigung. Man lasse also in der angegebenen Weise immer und immer wieder den Atmungs- und Stimmapparat die Klangsäule des Naturtons bilden und freue sich an der zunehmenden musikalischen Fülle und Schönheit des Ergebnisses. Unfreiwillige Zuhörer werden den Wert dieser Musik freilich weniger hoch einschätzen als sein Erzeuger. Man entziehe ihnen also den Genuß des Mithörens nach Möglichkeit.

§ 27. Die Vokale.

Man unterscheidet zwei Hauptgruppen von Sprachlauten: die **Vokale** (vox = die Stimme) und die **Konsonanten** (con-sonare = mittönen). Vokale, auch Stimmlaute,

Selbstlaute, Kernlaute genannt, sind i, e, ä, a, o, u, ö, ü (y). Die Konsonanten (Geräuschlaute, Mitlaute) sind p, b, m, f (v), w; t, d, n, l, r, s, sch; k, g, ng (wie in bang), j, ch wie in ich (ich-Laut), ch wie in ach (ach-Laut) und h. Diese Unterscheidung in Stimmlaute und Geräuschlaute ist aber keineswegs in dem Sinne durchgreifend, daß bei den ersteren gar keine Geräuschbildung stattfände und bei den letzteren der Stimmton nicht mitwirkte. Fast alle Konsonanten können auch unter Mitwirkung der Stimmlippen gebildet werden, und einige wie m, n, ng, l werden nur stimmhaft gesprochen.

Andererseits kann man auch die Vokale ohne Stimmton sprechen. Spricht man sie ohne diesen, also in der Flüstersprache, so findet man, daß zwar nur ein sehr kümmerlicher Rest von Mundgeräusch übrig bleibt, aber dieses gänzlich ohne Mitwirkung des Stimmtons zustande gekommene Flüstergeräusch ist doch für jeden Vokal ganz gut unterscheidbar; es ist deutlich als i, a, u usw. zu erkennen. Daraus geht hervor, daß die charakterisierende Bildung der verschiedenen Vokale nicht etwa durch eine veränderte Tätigkeit der Stimmlippen, sondern lediglich durch Veränderungen im Resonanzraum bewirkt wird. Der Kehlkopf liefert immer das gleiche Klangmaterial, nur daß jedesmal ein andersgeformtes Schallrohr auf das Mundstück der Trompete gesetzt wird. Die Vokale sind also ihrem Wesen nach nur besondere Klangfärbungen des Stimmtons.

Diese Veränderungen des Schallrohrs sind leicht zu beobachten. Spricht man die Vokalreihe i—e—a—o—u vor dem Spiegel, so sieht man, wie die bei i in die Breite gezogene Mundöffnung bei e an Breite ab- und an Höhe zunimmt. Bei a ist sie so hoch wie breit, so daß nur noch die vorderen Zähne halb sichtbar sind. Bei o nimmt sie eine runde und so enge Form an, daß die Zähne verschwinden. Bei u ist sie noch weiter verkleinert. Zugleich schieben sich bei diesen Formveränderungen die Lippen immer weiter vor, so daß sie bei u wie der Wulst eines Flaschenhalses vorstehen. Geht man von u die Vokalreihe bis zu i zurück, so bietet sich dem beobachtenden Auge die umgekehrte Veränderungsfolge.

Außer dieser Veränderung merkt man bei derselben Beobachtung bedeutsame Veränderungen in der Haltung der

Zunge. Bei i sehen wir sie breit hinter den Oberzähnen gegen die Gaumenplatte gedrängt, mit der sie eine Rinne bildet. Drängen wir sie noch etwas höher, so gewinnt das Geräusch der durch die Enge streichenden Luft die Oberhand über den reinen Vokallaut, wodurch das i sich in das konsonantische j verwandelt. Senken wir dagegen die Zunge etwas, so tönt uns ein geschlossenes e entgegen. Beim Uebergang in a breitet sich der vordere Teil der Zunge flach im Mundraum aus, so daß ihre Spitze etwas über den unteren Schneidezähnen sichtbar wird. Runden wir dann die Lippen zum o, so merken wir, wie sich die Zungenspitze anschickt, hinter den Zähnen zu verschwinden. Bei u zieht sie sich noch weiter nach hinten zurück, die vordere Mundhöhle ist leer, wie uns ein Nachfühlen mit einem Bleistift oder Federhalter zeigt. Auf diesem Zusammenwirken von Zunge und Lippen beruht die gute Lautbildung des geschulten Bühnensprechers und Vortragskünstlers. Erfüllen Zunge oder Lippen ihre Funktionen fehlerhaft oder lässig, so entstehen Laute unreiner Färbung, Verwischungen und Unzulänglichkeiten mannigfaltigster Art.

Auf dem Weg von i zu u gibt es außer den eben genannten Stammvokalen noch eine Anzahl Zwischenlaute. Läßt man die Vokalreihe, von einem der Eckpfeiler beginnend, in einem steten Fluß ineinander übergehen, so hören wir eine ununterbrochene Folge von Abschattierungen, von denen einige Bürgerrecht in der Sprache haben. Beginnen wir mit dem i, so trübt sich sein Laut allmählich zu e, wie wir es in Beet sprechen. Dieses geschlossene e wandelt sich dann zum mittleren e, wie es in Süddeutschland z. B. in beten gesprochen wird. Bei weiterem Sinkenlassen der Zunge erhalten wir das offene e, wie wir es in Bett hören, und weiter dann das lang gesprochene, das dem ä in bäte entspricht. Dann geht es über das noch offenere ä im mäh! der Schafe und noch weitere Schattierungen hinweg zum bühnengerechten a, dem neutralen Mittelpfeiler zwischen der hellen und der dunkeln Vokalreihe. Auf der Bahn der letzteren erhalten wir zunächst das getrübte a, einen Mittellaut zwischen a und o, der namentlich in fränkischen Mundarten sehr beliebt ist. Das Hochdeutsche hat diesen Laut nicht. Ganz nahe liegt ihm das offene kurze o, wie es in Horn, Dorn, Korn gesprochen wird. Dann folgt

das geschlossene o, wie in Mohr, das, immer dunkler werdend, schließlich im reinen u mündet.

Auf einer besonderen Art der Bildung, nämlich durch die Verbindung der Zungenhaltung eines offenen Vokals mit der Lippenhaltung eines dunkeln, beruhen die Laute ü und ö. Der erstere entsteht durch die Verbindung der Zungenhaltung des i mit der Lippenhaltung des u, während die e-Zungenhaltung mit der Lippenform des o das ö ergibt. Anderer Natur sind die Diphthonge (Doppellaute) ai, ei, au und eu, die durch blitzschnelles Hinübergleiten aus der einen in die andere Vokalbildung hervorgehen. Dabei ist zu bemerken, daß ai in der Bühnensprache nicht von ei unterschieden wird; der anlautende Vokal ist in beiden Fällen ein helles a. Noch weniger entspricht die Schreibweise der Sprechweise bei eu (äu). Hier wird im Anlaut nicht e oder ä, sondern ein offenes o und im Auslaut ein ü gesprochen.

Bei der Einübung der einzelnen Vokallaute ist die Beobachtung der Zungen- und Lippenstellung nur ein Hilfsmittel zweiter Ordnung; der Hauptdirigent ist nicht das Auge, sondern das Ohr. Dieses muß zwischen schlechter und guter Bildung unterscheiden lernen. Das Grundmaterial für alle Vokale ist, wie schon erwähnt, der Stimmton. Er bildet den Grundton des ganzen Vokalklangs. Seine vollendete Erzeugung ist die erste Voraussetzung für die gute Bildung jedes Vokals. Die verschiedenen Vokale sind, wie schon bemerkt, im wesentlichen nur verschiedene Färbungen des einen Stimmtons, die durch die Veränderungen des Resonanzrohrs bewirkt werden.

Das Wesen der besonderen Klangfärbung beruht darauf, daß bei den verschiedenen Vokalen aus der Fülle der dem Stimmton innewohnenden Obertöne eine Auslese stattfindet. Ein Teil der Obertöne wird durch die besondere Form des Resonanzraums begünstigt und kommt dadurch verstärkt zur Geltung.

Von diesem Vorgang kann man sich leicht überzeugen, wenn man das Klavier zu Hilfe nimmt. Man rufe oder singe bei aufgeschlagenem Deckel und bei aufgehobener Dämpfung nacheinander die verschiedenen Vokale in das Instrument. Es antwortet jedesmal mit dem Echo des betreffenden Lautes in durchaus deutlicher Prägung. Hören wir aufmerksam in den Nachklang hinein, so finden wir jedesmal eine andere

Kombination von Teiltönen neben dem Grundton, die ihn im Verklingen meist überdauern. Bei a rauscht uns die reichste Flora von Teiltönen in mittlerer und hoher Lage entgegen. Bei o ist die Auslese zugunsten der mittleren und tieferen Lagen verschoben; bei u beherrscht die tiefere Lage das Klangbild. Auch bei i klingen uns tiefe Teiltöne entgegen; bei starker Tongebung hören wir aber auch ein Geschwirr ganz hoher Obertöne. Bei e ist eine ähnliche Mischung von tiefen und hohen Teiltönen wahrzunehmen.

Um einen Vokal zu bilden, kommt es also darauf an, die ihm zukommende Form des Resonanzraums exakt herzustellen. Das Gehör muß dabei die Hauptarbeit der Kontrolle leisten. Lippen und Zunge müssen blitzschnell und sicher die gebotene Haltung einnehmen. Die Lippen sind dabei leichter in die Gewalt zu bekommen als die Zunge. Sie ist von Haus aus ein bewegliches Ding, und bei den Konsonantenübungen wird es darauf ankommen, sie noch beweglicher zu machen. Ohne diese Beweglichkeit ist auch der blitzschnelle Uebergang aus der einen in die andere Vokalbildung nicht möglich. Während der Dauer eines Vokaltons aber muß sie lernen, sich ganz ruhig zu verhalten, denn jede Bewegung verändert die Form des Ansatzrohrs und damit den Klang des Lautes. Das ist beim Singen noch wichtiger als beim Reden. Aber auch bei letzterem muß es gelernt werden.

Dazu eignet sich am besten der Vokal a, bei dem die Zunge gestreckt, in ruhiger Schwebelage zu verharren hat. Der Anfänger nehme also wieder den Spiegel zur Hilfe und spreche ein langsames, von j in a übergehendes jaaaa. Durch die Mundöffnung, die beim guten lauten Sprechen etwa die Hälfte der möglichen Höhe hat und die vorderen Ober- und Unterzähne in halber Höhe zeigt, sieht er dann, wie sich die Zunge beim Uebergang vom j zum a senkt und die schon oben beschriebene flache Lage, mit der Spitze etwas über die Unterzähne ragend, einnimmt. Man halte den Ton an und vergewissere sich, daß die Zunge sich während seiner Dauer durchaus ruhig verhält. So schwer das ihr anfangs auch fallen mag, sie wird sich bald daran gewöhnen, und hat sie sich einmal in dieser Gewohnheit gefestigt, dann ist das Geheimnis des reinen a gefunden.

Ein gutgebildetes a hat einen markigen, metallischen Klang. Es darf weder dumpf noch blechern klingen. Keinerlei Gefühl des Erzwungenen darf seine Erzeugung begleiten. Die Sprachorgane müssen zwanglos, fast wie in Ruhelage die Bildung vollziehen. Nichts Gequetschtes, nichts Kloßiges, nichts Rauhes darf dem Klanggebilde anhaften.

Das Gehör hat dabei die Aufgabe, die verschiedenen Klangfarben und Abtönungen des a, je nach den kleinen Abweichungen in der Zungenhaltung, der Weite und Gestalt der Mundöffnung und der Lippenhaltung prüfend zu vergleichen. Seine Aufgabe ist es, die klangvollste Färbung herauszufinden. Diese ist dann festzuhalten und durch Gewöhnung zu sichern. Ein tonschönes a verbessert die ganze übrige Vokalbildung und durchleuchtet die ganze Sprache mit seinem Glanz.

Man ziehe auch die anderen stimmhaften Konsonanten zur Einleitung und Verbindung mit dem a-Klang heran. So bilde man mmaammaammaa..., indem man aus einem gut stimmhaft gebildeten m durch einfaches Sinkenlassen des Unterkiefers das a gewinnt, wobei man die Zunge schon in der richtigen Lage vorfinden muß. Dasselbe ist bei wawawa der Fall. Bei der Bildung von nanana gleitet die Zunge von der Verschlußbildung unmittelbar hinter den Zähnen in die a-Lage herunter, um sich beim nächsten n wieder zu heben. Die gleiche Bewegung bietet die Uebung lalala dem prüfenden Auge. Eine ausgezeichnete Uebung ist auch die Verbindung nganganga. Bei der Bildung von nga ist der Rücken der Zunge gegen den hinteren Gaumen emporgewölbt, zur Bildung von a gleitet die Zunge nach vorne ab, um sich beim ng wieder rückwärts in die Höhe zu wölben. Man achte bei diesen Uebungen auch auf den steten, in gleichmäßiger Stärke während der konsonantischen Bildung wie bei der Vokalbildung durchdauernden Stimmton. Er gibt dem Ganzen die elementare Einheit und kraftvolle Unterlage. Das a fällt dabei in den Stimmton gewissermaßen wie eine Trompete zur Baßgeige ein. Mit der einfachen Trompete ist in der Tat auch die Gestalt des Ansatzrohrs beim a am besten zu vergleichen.

Eine besondere Schwierigkeit bildet das Festhalten des reinen a-Lautes bei kurzer Aussprache vor doppelten Kon-

sonanten, wie in alt, alle, arm, warnen. Namentlich in Südwestdeutschland hört man in solchen Verbindungen ein kloßiges, abgedämpftes a. Die Ursache liegt darin, daß die Konsonanten zu weit hinten am Gaumendach gebildet werden, die Zungenspitze biegt sich zu früh und zu rasch zurück, so daß der Vokal nicht frei austönen kann. Der Ton wird abgedämpft, wie wenn man mit der Faust in eine Trompete fährt. Zur Ueberwindung dieses auch die ganze übrige Lautbildung schlecht beeinflussenden Fehlers spreche man zunächst ein langes a mit tadelloser Zungenlage und schließe daran ein in die Länge gezogenes, gut stimmhaftes l—l—l—l, wobei die Zungenspitze sich gegen die Oberzähne stemmt; gehe dann wieder ins a über, also allallallall usw. Man kontrolliere dabei durch künstliche Vibration das ununterbrochene tadellose Tönen des Stimmtons. Hat das Ohr erfaßt, worauf es ankommt, dann verkürze man die a und die ll, bis man ein guttönendes „alle" sprechen kann. Dann übe man Sätze wie: „alle alten armen Waller", bis man die Verbindung mit vollem, metallischem Stimmstrom gewohnheitsmäßig gefestigt hat.

Hat man gelernt, ein reines, frei ausklingendes a zu bilden, dann macht der Uebergang zu einem guten o keine Schwierigkeit. Es klingt tiefer und weicher als a. Das lange geschlossene o (Ton, hohl, wohnen) gibt die charakteristische Klangfarbe. Das kurze o (Sonne, Morgen) hat die Tendenz, sich stark dem getrübten a zu nähern. Man suche es mehr dem geschlossenen o anzunähern. Auch bei o sind die Verbindungen oll, old, orm, orn (wollen, Gold, Normen, Dornen) wie die entsprechenden a-Verbindungen besonders zu üben mit Hervorholung der Konsonanten nach vorn, um das Steckenbleiben des Schalles in der hinteren Mundhöhle zu bekämpfen.

Für die Einübung des u gilt das gleiche. Dabei ist zugleich auf die energische Mitwirkung der Lippen zu achten. Durch die gute Bildung des Lippenwulstes wird dem Stimmton ein Geräuschlaut zugefügt, der die sonst nicht große Tragweite des Vokals fördert. Man hört ihn deutlich beim Flüstern. Er klingt, wie wenn man eine leere Flasche an-

bläst. Der Resonanzraum des u hat auch die Gestalt einer Flasche mit sehr kurzem Hals.

Beim e übe man zunächst das gut geschlossene lange e (Gewehr, Ehre, sehr). Es hat einen schönen sehnig-schmiegsamen Klang von großer Tragweite. Letztere wird durch das schwirrende Mitklingen eines sehr hohen Tones, der dem Rasseln eines Messingbeckens ähnelt, gefördert. Er entsteht durch das Zusammentreffen dicht beieinander liegender Obertöne. Das gibt dem e einen metallischen, weittragenden Charakter. Auch bei einer guten Aussprache des kurzen geschlossenen e, wie in Henne, wenn usw., kommt dieser Ton wie ein kurzes Hämmern zum Vorschein. Er wird noch heller bei zum ä hinüberleitenden halboffenen und offenen e-Lauten, wie in Erde, werden, schmerzlich, Herz. In vielen Worten (z. B. Segen, Regen, geben) schwankt die Aussprache in den verschiedenen Sprachgebieten sehr zwischen einem geschlossenen und mehr offenen e. Die Bühnensprache bevorzugt die geschlossene Aussprache. Das Sätzchen „Sende den segenspendenden Regen" gewinnt in der Tat, wenn man den geschlossenen e-Laut des „sende" und „spende" in „Segen" und „Regen" festhält. — Das kurze unbetonte e in tonlosen Vor- und Endsilben ist nur der kurze, nicht differenzierte Stimmton, den wir schon früher kennen lernten.

So gut das geschlossene e dort klingt, wo es die gebildete Sprache verlangt, so übel nimmt es sich aus, wenn es als Ersatz für ö angewandt wird. Wer von Haus aus dazu neigt, statt hören, schön, mögen heren, schen, megen zu sagen, gewöhne sich das ab. Es nimmt sich in einer öffentlichen Rede so schlecht aus wie im Theater und im Konzertsaal. Das gleiche gilt für den Ersatz des ü durch das i. Ein Redner, der statt dünn, wünschen, München dinn, winschen, Minchen sagt, trägt eine komische Note in seine ernsthafte Sache. Schlechte ö- und ü-Bildung kommt aufs Konto der Lippen. Wer mit ihr behaftet ist, bringe seinen Lippen mehr Pflichtgefühl bei der Ausübung ihrer sprachtechnischen Funktionen bei.

Schließlich noch ein Wort über das i. Der Ausfall der Obertöne mittlerer Lage und die stark herausgehobenen höchsten Obertöne geben ihm einen hellen, hohen Beiklang. Auch bei ihm entsteht durch das Zusammentreffen dicht beieinander

liegender sehr hoher Töne jener schon bei e behandelte Dissonanzton, das metallische Rieseln. Dem verdankt es die klingende Schärfe, die es bei energischer Aussprache entfaltet.

Man entdeckt aber beim Hineinhören in das i noch etwas: es hat auch einen starken Teilton in tieferer Lage. Er entspricht dem des u. Läßt man i in u übergehen und umgekehrt, so wird man den gleichen musikalischen Charakter der beiden Laute in der Tiefe gewahr werden. Das i hat also zwei Lagen bevorzugter Obertonresonanz, eine hohe und eine tiefere. Auch beim e ist das übrigens mit geringerer Spannweite des Abstandes der Fall. Nach Helmholtz hat das seinen Grund darin, daß der Bauch und der bei i und e verhältnismäßig lange Hals der Resonanzflasche, jeder für sich, eine besondere Resonanzhöhe begünstigt, der Hals die hohe, der Bauch die tiefe. So erklärt es sich auch, daß das i eine doppelte tonmalerische Verwendung findet. Es kann sowohl lichte Eindrücke veranschaulichen wie in Singen, Klingen, klirren als auch Tiefes und Ernstes klanglich veranschaulichen z B. in den Worten: „Welch tiefes Summen . . .“

§ 28. Die Konsonanten.

Bei den Konsonanten sind die Geräusche, die durch Vorbeistreichen der Luft an bestimmten Teilen des Ansatzrohres erzeugt werden, das charakteristische Material der Lautbildung. Diese Geräusche können zweierlei Art sein. Sie können erzeugt werden durch die plötzliche Sprengung eines dem Atemstrom im Ansatzrohr entgegengestemmten Verschlusses. Das geschieht bei der Bildung von t, d, p, b, k, g. Diese heißen darum auch Verschlußlaute oder richtiger Explosivlaute (Auspufflaute), denn nicht die Verschlußbildung, sondern das Auspuffgeräusch ist das lautbildende Moment. Wird kein richtiger Verschluß, sondern nur eine Enge im Ansatzrohr hergestellt, so entstehen die Reibe- oder Zischlaute. Dies ist der Fall bei der Bildung von f, sch, s, ch und h.

Sprengt man einen Verschluß nicht explosionsartig, sondern läßt man die Luft ausziſchen, so entstehen die Laute pf, ts, ks. Letztere beiden werden durch die einfachen Zeichen z und x bezeichnet, während einfache Zischlaute wie sch und ch durch Doppelzeichen wiedergegeben werden. Man sieht

auch hier wieder, wie inkonsequent und mangelhaft die herkömmliche Schreibweise der Laute ist. Die wissenschaftliche Lautforschung bedient sich deshalb einer viel genaueren, phonetischen Schreibweise. Sie hier anzuwenden würde zu weit führen. Der Leser sei sich aber bewußt, daß die Schreibweise kein sicheres Leitseil für den gesprochenen Laut ist.

Man kann die reinen Geräuschlaute auch, wie bereits früher bemerkt, unter Mitwirkung des Stimmtons bilden. Bei den Explosivlauten ist das nur sehr unvollkommen möglich. Der Stimmstrom fängt sich gewissermaßen in einem geschlossenen Sack, so daß er nur als kurzer sogenannter Blähllaut vor dem Verschluß zu Gehör kommt. Im Moment des Auspuffs verschwindet er. Dies ist die Bildung der weichen Laute b, d, g, wie sie die Bühnensprache vorschreibt. In den Mundarten Mittel- und Süddeutschlands ist diese stimmhafte Aussprache der Verschlußlaute unbekannt. Die dort gesprochenen weichen b, d, g unterscheiden sich von den harten p, t, k nur durch ein weniger starkes Pressen und Auspuffen der Luft.

Ohne Schwierigkeit lassen sich dagegen die Zischlaute mit dem Stimmton vereinigen. So entstehen: aus dem stimmlosen f (v) das stimmhafte w (v in Fremdworten); aus dem harten ſ das weiche ſ; aus dem stimmlosen sch das stimmhafte sch, das jedoch nur in Fremdwörtern wie in genieren, Journal vorkommt. Aus dem stimmlosen ich-Laut entsteht das stimmhafte j. Eine stimmhafte Aussprache des ach-Lautes kennt das Hochdeutsche nicht. Der reine Hauchlaut h ist überhaupt nicht stimmhaft zu bilden, da das Wesentliche bei ihm die halboffenen Stimmlippen sind.

Außer diesen sowohl mit als ohne Stimmton gesprochenen Lauten gibt es aber noch einige Laute, die herkömmlicher Weise zwar ebenfalls zu den Konsonanten gezählt werden, die aber nur unter Mitwirkung des Stimmtones Anwendung finden. Es sind die Laute m, n, ng, l, die man auch als Halbvokale bezeichnen kann. Sie nehmen eine Zwischenstellung zwischen den Konsonanten und Vokalen ein, da die Geräuschbildung bei ihnen sehr gering ist. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sie in der Flüstersprache spricht.

Dieser Gruppe von Lauten rechnet man gewöhnlich auch das r zu. Das ist insofern gerechtfertigt, als die Bühnensprache in jedem Falle die Mitwirkung des Stimmtons bei der Aussprache des r vorschreibt. Andererseits aber ist doch das r auch bei stimmloser Aussprache ein sehr markanter Geräuschlaut, der in der Sprache des Alltags in den meisten deutschen Mundarten, namentlich im Anlaut, völlig stimmlos gesprochen wird. Seine Bildung kann auf zwei ganz verschiedene Arten erfolgen: entweder durch eine Zitterbewegung der Zungenspitze oder durch die Vibration des unteren Endes des Gaumensegels, das als Zäpfchen frei über dem hinteren Teil der Zunge schwebt. Das Zäpfchen-r ist viel weniger lautkräftig als das Zungen-r. Die Bühnensprache schreibt darum das letztere vor. Es hat zweifellos auch große Vorzüge. Die Zungenspitze vermag eine viel energischere Vibration hervorzubringen als das muskelweiche Zäpfchen. Außerdem ist letzteres bei jeder Erkältung des Nasen- und Rachenraums mitbeteiligt und in entzündetem Zustand noch weniger zu energischer Lautbildung geeignet als in gesundem. Eine Sprachbildung, die das Zäpfchen mit dem schweren Dienst der r-Bildung verschont, ist also schon aus gesundheitlichen Gründen vorzuziehen.

Außerdem aber wird bei der Artikulation des r mittels des Zäpfchens auch die Bildung der übrigen Laute im raschen Fluß des Sprechens in die hintere Mundpartie gerissen. Im Gegensatz dazu trägt das Zungenspitzen-r auch die Nachbarlaute in den vorderen Mundraum vor. Die ganze Lautbildung wird nach vorne gerissen. Das aber ist ein großer Vorteil, denn dadurch kommt der Tonstrom viel klarer aus der Mundöffnung heraus, als wenn die Engen und Verschlüsse weiter hinten gebildet werden. Die Verlegung der gesamten Zungenartikulation möglichst weit nach vorn ist darum eine wichtige Hauptregel der künstlerischen Sprechtechnik. Aus diesem Grunde ist der Erwerb und die Uebung des Zungen-r auch für den Redner sehr zu empfehlen. Der Lautphysiologe Brücke hat das Zungen-r als den Rückenwirbel unserer Sprache bezeichnet. Bei dem sehr häufigen Vorkommen dieses überaus charakteristischen Lautes beeinflußt seine gute oder schlechte Bildung in der Tat die

gesamte Sprache. Ein gut artikuliertes, stimmhaftes Zungen-r erfüllt sie mit Energie und Präzision. Ein schlechter, vermuschelter oder geröchelter r-Ersatz schädigt sie auf Schritt und Tritt.

Wer das Zungen-r von Haus aus besitzt oder wer wenigstens, wenn er es bewußt will, seine Zungenspitze zu ein paar vibrierenden Schlägen veranlassen kann, dem fällt die weitere Ausbildung nicht schwer. Er überzeuge sich aber zunächst einmal vor dem Spiegel, ob es auch wirklich die Zungenspitze ist, der er sein r verdankt. Er hebe die Zungenspitze bei mäßig geöffnetem Munde, als ob er ein t dicht hinter den Zähnen bilden wolle. Statt den Verschluß dann aber wie beim t zu lösen, schnelle er ein trrrrr heraus. Dabei muß die mit ihrer Spitze nach oben gewölbte Zunge, möglichst vorne, immer gut sichtbar bleiben. Beim Zurückgleiten wird der Laut sofort dumpf. Das r soll in der guten Sprache stets stimmhaft gebildet werden. Aber man bilde es auch einmal ohne Stimmton, d. h. in der Flüstersprache, und dann lasse man den Stimmton mit erklingen, um den Lautcharakter des guten stimmhaften r scharf zu erfassen und unter die Kontrolle des Gehörs zu bringen. Hat man so das Naturkind erst einmal richtig erfaßt, dann kultiviere man es gründlich und ohne Rast.

Den meisten fällt es nicht allzu schwer, das Zungen-r mit starkem Luftstrom, also gewissermaßen fortissimo herauszupeitschen. Aber so ist der Laut im gleichmäßigen Fluß der Sprache noch nicht zu verwenden. Ein mit Mühe herausgewirbeltes Zungen-r nimmt sich sehr fremdartig und störend in dem sonst ruhigen Sprachstrom aus. Es wirkt wie ein Trommelwirbel in einem Streichquartett. Man muß darum die Zunge so durchschulen, daß sie schließlich ohne jede Schwierigkeit gehorcht und auch bei ganz schwachem Tonstrom ein weiches behagliches Schnurren herausgibt, das sich willig jeder vokalischen oder konsonantischen Nachbarschaft anschmiegt. Man lasse also unverdrossen die Zungenspitze surren, anschwellend und abschwellend, bis sie sich dem leisesten Wunsche willfährig zeigt.

Manchem aber will das Zungen-r absolut nicht gelingen. Die Zunge beantwortet jede Zumutung, ein solches hervorzubringen, mit einem unwirschen Gezisch. Für solche hart-

näckigen Fälle wird folgende Uebung empfohlen: man bilde eine Reihe scharf akzentuierter und hintereinander zu sprechender ted oder tid, also tedetedetedetedet oder tiditiditiditidit, langsam beginnend und immer schneller werdend, bis nach einigen Stunden oder Tagen öfter wiederholter Uebung ein erstes Zungen-r herausflattert. So unbeholfen und kurzlebig das Gebilde auch sein mag, hat man einmal den Anfang, dann führt fleißiges Ueben sicher weiter. Manchem gelingt der Anfang auch leichter mit einem kräftig herausgeschüttelten prrrr. Andere erhaschen es zum ersten Male nach a oder ä mit einem kräftigen Harre oder Herrr! — Bei wem sich die Zunge aber durchaus nicht zu dem Kunststück bequemen will, der mag sich mit dem Gedanken abfinden, daß man auch ohne Zungen-r eine gute politische Rede halten kann. Der muß aber doppelt vorsichtig sein beim Einatmen während des Sprechens und darauf hinarbeiten, daß die Artikulation der übrigen Laute trotz des Gaumen-rs nach vorne gebracht wird.

Die r-Uebungen bleiben für den Anfänger auf lange hinaus das tägliche Brot, das neben und in Verbindung mit den anderen Lautübungen zu genießen ist. Am leichtesten fällt die r-Bildung nach den kurzen Vokalen a, ä, e, o. Schwieriger ist es schon nach u und am schwersten nach i, z. B. in hirnverwirrend, irritierend, wobei das i leicht in Gefahr kommt, zu einem unreinen e zu werden. Auch die Endungen ernd, wie in schmetternd, kichernd, zitternd, müssen sauber herausgearbeitet werden. Tonmalerische Gedichtstellen eignen sich besonders gut zur Aufnahme in das ständige Uebungsmaterial, wie die bekannte Stelle aus Schillers „Glocke": „Pfosten stürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren, Tiere wimmern Unter Trümmern."

Die gute Bildung der Laute n, m, ng und l stößt auf keine besonderen Schwierigkeiten. Sie sind von Haus aus auf die innigste Verbindung mit dem Stimmton eingestellt, nehmen ihn willig auf und tragen ihn in ebenmäßigem Strom dahin. Bei m sind die Lippen geschlossen. Beim n bilde man den Verschluß des Ansatzrohrs durch das Anstemmen der Zunge gegen den harten Gaumen dicht hinter den Zähnen; bei ng, das trotz seiner zwei Zeichen als einheitlicher Laut zu sprechen ist, durch Anstemmen des Zungenrückens gegen den Gaumen

etwas weiter hinten. Der Luft- und Tonstrom findet bei diesen drei Lauten seinen Ausgang durch die Nase. Man nennt sie darum auch Nasales (Nasenlaute). Hält man die Nase zu, so wird ihre Bildung unmöglich. — Anders beim l. Hier wird nur die Spitze der Zunge gegen den harten Gaumen gestemmt — ebenfalls dicht hinter den Zähnen! — aber so, daß rechts und links eine Oeffnung bleibt, durch welche die Luft Auswege ins Freie findet.

Bei der Uebung dieser Halbvokale (auch Klinger genannt) kommt es vor allem auf die schöne Entfaltung des Stimmtons an. Sie sind als Stimmtonübungen in allen Verbindungen zu üben. Man höre sich aufmerksam in den Grundton und die besonderen Klang- und Geräuschfärbungen bei jedem der Laute hinein, kontrolliere die Reinheit der Bildung durch die künstliche Vibration und suche die höchste Klangfülle zu entwickeln. Die gute stimmhafte Bildung dieser Laute auch bei schnellem Sprechen und in jeder Verbindung gibt der Sprache jenen biegsamen Wohllaut, der die seelische Ausdrucksfähigkeit außerordentlich fördert. Man spreche nur einmal mit bewußter, etwas verlängerter Stimmbetonung der anlautenden l, m, n die Worte: Liebe, Mutter, Nie, und man wird sofort das Geheimnis der Gefühlsbetonung erfassen, mit der der Bühnensprecher und Vortragskünstler solche Worte zu geben weiß. Das Tonmalerische von Worten wie: brummen, summen, trommeln, rollen, winseln, wimmern läßt sich ohne liebevolle stimmtonliche Behandlung der darin enthaltenen stimmhaften Konsonanten gar nicht herausholen.

Aber noch ein anderes Geheimnis liegt in der geschulten restlosen Stimmhaftigkeit dieser und anderer stimmhaft zu sprechenden Konsonanten. Sie sind es in erster Linie, die dem Tonstrom der Sprache die Stetigkeit geben, die ihn auch bei geringer Kraftaufwendung, also bei sparsamer Verausgabung von Luftvorrat weithin vernehmbar machen. Wer den Stimmton nur bei den Vokalen gebraucht, ihn dagegen bei allen Konsonanten verschwinden läßt, kann nur mit einem relativ sehr hohen Aufwand von Atemluft sich auf eine größere Entfernung vernehmbar machen. Und ein solches Geschrei ist trotzdem noch schwerer verständlich als eine mit möglichst stetem Tonstrom arbeitende Sprache mittlerer Stärke. Das

rührt daher, weil das klanglose Zischen und Auspuffen reiner Geräuschlaute keine musikalische Tragweite hat. An das Ohr des entfernteren Zuhörers dringen bei solchem Sprechen nur die unverbundenen Vokallaute der Silben. Soll die Sprache wie das feine Piano eines Violinspielers auch ungeschrien weithin tragen, dann muß der Stimmton möglichst in ständigem Fluß bleiben. Hey (siehe Anhang) veranschaulicht den Klangstrom der Sprache durch die Darstellung eines wagrechten Zylinders, der durch die stimmlosen Konsonanten in Stücke zerschnitten wird, während die stimmhaften nur kleine Einkerbungen veranlassen. Spricht man z. B. den Satz: „Alle waren arme lahme Waller", in dem alle Konsonanten stimmhaft sind, so reißt bei guter Aussprache der Tonstrom nicht ab. Es ist eine einzige Klangsäule, wovon man sich durch die Vibrationsprobe leicht überzeugen kann. Eine solche Lautfolge klingt weich und doch weithin tragend wie Gesang. Dabei erfordert sie verhältnismäßig wenig Luft. Der gesamte Atmungs- und Sprechapparat fühlt sich dabei geschont. Man vergleiche damit eine Lautfolge wie diese: „Ich weiß, daß Freundschaft so nicht spricht", bei der der Klangzylinder in so viele Teile zerschnitten wird, wie Silben vorhanden sind. Man merkt bei lautem Sprechen sofort, wieviel Luft hier verpufft und wieviel mehr Anstrengung es erfordert, eine solche gänzlich unmusikalische Lautfolge weithin vernehmlich zu machen.

Auch die stimmhaft gesprochenen Reibelaute w, j und weiches ſ dienen als Tonbrücken und sind als solche zu üben. Die Bildung des w erfolgt durch leichte Annäherung der Unterlippe an den Rand der oberen Schneidezähne. Bei vollem Ertönen des Stimmtons ist ein leicht kitzelndes Vibrieren des Lippenrandes fühlbar. Wenn der Bühnensprecher ein drohendes „Wehe" in den Zuhörerraum sendet, so bewerkstelligt er das ganz einfach durch ein etwas verlängertes, stimmtonlich akzentuiertes w. Schreit er das Wort ohne diese Kunstbildung in den Zuhörerraum hinaus, dann hört die erschreckende Zuhörerin hinten im dritten Rang nur ein barsches „Ehe".

Das j entsteht, wenn man den Kanal zwischen Zunge und Gaumen bei der i-Bildung etwas verengt. Dieser sehr weiche

Rauschlaut hat darum auch eine deutliche i-Färbung. Wird ihm der Stimmton entzogen, so wird aus jetzt das sächsische chetzt oder bei weiter rückwärts verschobener Bildung das ebenso unschöne westfälische chetzt (mit ach-Laut).

Ein letzter wichtiger Konsonant, der durch Mitwirkung des Stimmtons zu kultivieren ist, ist das ſ. Es entsteht durch Bildung einer Enge zwischen der Zungenspitze und dem harten Gaumendach, dicht hinter den Schneidezähnen. Wird das ſ tonlos gegeben, so klingt es zwar schärfer, trägt aber trotzdem nicht annähernd so weit wie das stimmhaft gesprochene. Die Vorschrift der Bühnensprache verlangt die stimmhafte Aussprache vor und zwischen Vokalen. Stimmlos wird es vor Konsonanten und am Schluß der Worte gesprochen. Außerdem ist das stimmlose scharfe ſ Vorschrift nach kurzen Vokalen oder nach langen Vokalen, da wo es als Doppel-ſ (ß) geschrieben wird. Der Bühnensprecher unterscheidet also deutlich zwischen den weisen und den weißen Menschen, zwischen reißen und reisen, zwischen heißer und heiser.

Die meisten mittel- und süddeutschen Mundarten kennen kein stimmhaftes ſ. Der Redner aus diesen Gegenden gewöhnt sich auch schwer daran. Es ist aber zu empfehlen, da es bei der Häufigkeit seines Vorkommens den steten Fluß des Stimmtons außerordentlich fördert. Die stimmlose Bildung des ſ verbraucht viel mehr Luft und entbehrt gänzlich der Ausdrucksfähigkeit, die der stimmhaften Bildung innewohnt. Man spreche die Worte: „Leise, leise, fromme Weise" mit stimmlosem und stimmhaftem ſ und man wird sofort den Vorteil des letzteren erkennen. Oder: „Die Sänger sangen sanfte Weisen"; „Sieh, wie die Sonne dort sinket!"

Bei aller Hochschätzung und Bevorzugung der stimmhaften Konsonantenbildung, wie sie von Haus aus den niederdeutschen Mundarten eigen ist, darf natürlich auch die sprachliche Bedeutung der stimmlosen Konsonanten nicht übersehen werden. Die durch sie hervorgerufenen Einschnitte in den Tonstrom haben auch ihren besonderen Wert. Sie bilden akzentuierende Pausen im Stimmstrom, die der Deutlichkeit der gesprochenen Sprache dienen. Da sie ihrer Natur nach der Oekonomie des Atmens gefährlich sind, so kommt es darauf an, sie so zu bilden, daß das lautbildende Geräusch mit relativ

geringstem Luftstrom zu Gehör gebracht wird. Das geschieht bei den stimmlosen Reibelauten f, s, sch, ch (ich- und ach-Laut) dadurch, daß die Enge, durch die die Luft hindurchgetrieben wird, exakt gebildet wird. Bei f (v) wird sie zwischen Unterlippe und Oberzähnen wie bei w gebildet. Man probiere aus, wie man das tragkräftigste s-Geräusch ohne Atemanstrengung erzeugen kann, und übe es dann an Sätzen wie: „Fischfrevler Fritz fing frech vorm Flußfall frische Fische".

Bei sch wird die Tragkraft des Geräuschs durch Vorstülpung der Lippen außerordentlich gefördert. Nur so kann auch der tonmalerische Wert dieses Lautes herausgeholt werden, wie er in Worten wie rascheln, rauschen, zischen, Gischt liegt. Die Verbindungen sp und st werden im Anlaut schp und scht gesprochen und nicht, wie sie der Hannoveraner spricht, indem er der hinter der lebendigen Sprachentwicklung zurückgebliebenen Schreibweise folgt.

Mehr noch erfordern die stimmlosen Explosivlaute p, t, k eine exakte Artikulation. Die Lösung des Verschlusses muß blitzartig erfolgen, so daß die zusammengepreßte Luft fast mit einem Knall auspufft. Jede lässige Bildung des Verschlusses und jedes Verschleifen nimmt dem Geräusch die charakteristische Kraft.

In Sachsen und Thüringen werden die harten Verschlußlaute überhaupt nicht gesprochen, sondern durch stimmlose b, d, g ersetzt. Aus Pappel, Taler, Kater werden dort Babbel, Daler und Gader! Wer so in öffentlicher Rede spricht, wirkt stark auf die Lachmuskeln seiner Hörer. Wer von Haus aus mit diesem Mangel belastet ist, tut darum gut, sich ihn gründlich abzugewöhnen.

Im süd- und westdeutschen Sprachgebiet werden zwar meistens die harten Verschlußlaute im Anlaut und vor Vokalen gesprochen. Doch werden die Verbindungen sp und st zu schb und schd erweicht. Man spricht z. B. statt: Stadt, Spatz, spitz dort Schdadt, Schbatz, schbitz. Außerdem werden dort die p, t, k vor l und r zu b, d, g. Von dort Stammenden fällt es schwer, Worte wie Prag und brach, Planke und blanke, trüben und drüben, traf und Draht, kleiden und gleiten, Kreis und Greis zu unterscheiden. Das ist nur durch die tadellose Verschluß- und Auspuffartikulation bei den p, t, k einerseits

und durch die stimmhafte Bildung der b, d, g andererseits zu erreichen.

Die weichen Verschlußlaute **b, d, g** sind nach Vorschrift der Bühnensprache im Wort- und Silbenanlaut stets mit Stimmansatz zu bilden. Der Stimmton kann dabei freilich nur als dumpfer Vorlaut (Blählaut) unmittelbar vor dem Auspuff zur Geltung kommen. Wer diese Bildungsweise von Haus aus nicht gewöhnt ist und die nicht leichte Umgewöhnung scheut, der sollte aber mindestens den Verschluß und seine blitzartige Lösung auch bei ihnen gut ausbilden. Bei nachlässiger Bildung verwandelt sich das g in j oder, wenn es weiter hinten im Gaumen gebildet wird, in den ach-Laut. Auf diese Weise entsteht aus dem „ganz gut" das „janz jut" des Berliners und das „chanz chut" des Westfalen.

Noch eine auf mittel- und oberdeutschem Sprachgebiet heimische fehlerhafte Aussprache ist der Ersatz des Verschlußlautes g durch den stimmlosen Reibelaut ch nach Vokalen. Statt liegen wird liechen, statt sagte wird sachte, statt bogen wird bochen gesprochen. Dabei fällt die Unterscheidung zwischen kriegen und kriechen, siegen und siechen, Teich und Teig, taugen und tauchen, säugen und Seuchen, Bug und Buch fort. Daß das nicht der Deutlichkeit der Sprache dient, liegt auf der Hand.

§ 29. Sprechübungen.

Die Ueberwindung fehlerhafter Sprechgewohnheiten ist keine leichte Sache. Es ist dabei mit der Erkenntnis des Schlechten und dem bewußten Hervorbringen des Richtigen noch lange nicht getan. Die alte schlechte Sprechweise ist nur dann wirklich überwunden, wenn die neue bessere Art zur festen, keiner bewußten Leitung mehr bedürftigen Gewohnheit geworden ist. Solange man nicht „ganz von selbst" richtig spricht, ist der neue Besitz keinen Augenblick vor dem Rückfall in die alte schlechte Gewohnheit sicher. Inmitten einer Rede hat man keine Zeit, an die richtige Bildung der einzelnen Sprachlaute zu denken. Da ist unser Bewußtsein so von der Sache in Anspruch genommen, daß es sich nicht auch noch mit den elementaren Fragen der Form beschäftigen kann.

Will man also seine Sprache wirklich verbessern, so kann man das nur durch *lang fortgesetzte Uebungen* er-

reichen. Die Zeit dazu muß jeder sich suchen, wo er sie findet. Man kann die Pausen und Ritzen der Berufsarbeit, man kann die freie Zeit zu Hause oder auf Spaziergängen dazu benutzen, die eine oder andere Uebung zu machen. Wo man geht und steht, kann man die noch störrische Zunge zu dieser oder jener Turnübung veranlassen. Ist lautes Sprechen nicht angängig, dann übe man leise flüsternd.

Die Mängel und fehlerhaften Gewohnheiten des Sprechens sind sehr verschiedener Art. Individuelle Schwächen der Sprachorgane und mundartliche Gewohnheiten wirken zusammen, um den einen mit diesen, den andern mit jenen Fehlern zu behaften. Die im Vorhergehenden gegebenen Hinweise dürften dem Anfänger die Entdeckung seiner persönlichen Sprachschwächen erleichtern. Diese durch geeignete Uebungen zu beseitigen, muß seine besondere Sorge sein. Lautbildungen und -verbindungen, die ihm schwer fallen, sind an Wortfolgen mit gehäuften Schwierigkeiten so lange zu üben, bis die Zunge sie spielend bewältigt. Sie sind so unentbehrlich für jeden, der die volle Beherrschung seines Sprachinstruments gewinnen will, wie die unverdrossenen Fingerübungen für den Musiker. In den im Anhang angeführten Lehrbüchern der Sprachtechnik von Hey und Hermann findet sich solches Uebungsmaterial in reicher Fülle.

Zur weiteren Schulung der Stimme für den Gebrauch der Sprache im öffentlichen Leben ist die beste Uebung das laute Lesen. Man lese z. B. die Zeitung für sich allein laut und achte dabei neben dem Inhalt auch auf die Sprache, korrigiere fehlerhafte Bildungen und übe schwierige Worte und Stellen, über die man stolpert, besonders ein. Man prägt sich auf diese Weise auch politische Fachausdrücke, Fremdwörter und Namen ein. Besitzt man einige Gewandtheit in fehlerfreiem, tonschönem und ausdrucksvollem Lesen, so lese man anderen vor. Gelegenheit dazu findet ja jeder im Kreise der ihm nächsten Menschen. Die Familienangehörigen und sonstige nahestehende Menschen werden sich gern die Zeitung oder ein lehrreiches oder unterhaltendes Buch in den Feierstunden oder bei leichter Arbeit vorlesen lassen. Der Vorlesende aber selbst hat in dem längeren lauten Vorlesen einen außerordentlich guten Prüfstein seines Könnens. Bei physiologisch richtigem

Gebrauch der Sprachorgane darf auch bei stundenlangem Lesen keine Trockenheit, kein Kratzen im Halse oder Heiserkeit eintreten. Die Laute müssen vorn im Mund gebildet werden. Man darf keinerlei Gefühl der Anstrengung dabei haben. In leichtestem Fluß müssen die Worte klangvoll und deutlich ins Freie strömen.

Dem noch höher Strebenden bieten die Werke unserer Dichter eine unerschöpfliche Quelle von bestem Uebungsmaterial. Zahllose tonmalerische Stellen geben Gelegenheit, die eigenartige Schönheit der verschiedenen Laute herauszuarbeiten. Durch Einübung ganzer Gedichte läßt sich auch die feinere Ausdrucksfähigkeit des Organs, die Fähigkeit zur Beseelung der Sprache entwickeln. Wer Anlage und Neigung zu diesem Flug in die höhere Kunst des sprachlichen Vortrages hat, wird sich selbst und andern manche Stunde geistigen Genusses bereiten können. Bei Vereinsfesten usw. wird er Gelegenheit haben, auch öffentlich mit seiner Kunst zu erfreuen und die Weihe der Festesstunden zu erhöhen.

So nützlich und notwendig eine gute sprechtechnische Schulung für den öffentlichen Redner ist, so darf man ihm die Bemühungen darum doch in keiner Weise mehr anmerken. Seine Art zu sprechen darf unter keinen Umständen den Eindruck des Gekünstelten oder Gesuchten machen. Ein solcher Eindruck entsteht leicht dann, wenn jemand, dessen Sprache von Haus aus ein stark mundartliches Gepräge hat, sich eine „vornehmere" Aussprache ohne gründliche Uebung zulegen will. Es kommt dabei nur ein sehr unschönes Gemisch von Hochdeutsch mit allen möglichen persönlichen und mundartlichen Mängeln heraus. Eine gewisse mundartliche Färbung ist an sich kein Nachteil für den Redner. Jede Mundart hat auch ihre Schönheiten in Klang und Gepräge, die sich wohl mit einer kultivierten Sprache vereinen. Es ist übrigens auch sehr schwer, wenn nicht unmöglich, ganz ohne mundartliche Anklänge zu sprechen. Nur die besten berufsmäßigen Bühnensprecher und Vortragskünstler können sich dieses Ziel setzen und erreichen. Der öffentliche Redner braucht dies nicht; seine Sprache muß jedoch so weit durchgeschult sein, daß sie offensichtliche Schwächen und direkt fehlerhafte Bildungen mundartlichen Ursprungs beseitigt hat. Auf jeden Fall aber muß seine

Zunge an die bessere Bildung so gewöhnt sein, daß sie als die ihm natürliche Sprechweise wirkt. Wie die Sprache des guten Bühnenkünstlers im ernsten Drama bei aller Schulung, die ihr innewohnt, doch frei von jeder Manierertheit wie das natürliche Produkt eines guten Organs erscheint, so soll es auch mit der Sprechweise des öffentlichen Redners sein. Sie muß als der zwanglose, natürlich gegebene Ausdruck des Inhalts erscheinen. Die Sprache soll dem geistigen Menschen wie ein guter Anzug sitzen, der weder durch Häßlichkeit noch durch gesuchte Schönheit auffällt.

§ 30. Vortragsregeln.

Neben einer guten, auf Deutlichkeit und Wohllaut geschulten Aussprache kommt die richtige Betonung als weiteres Erfordernis des rednerischen Ausdrucks in Betracht. Ueber den Silbenton, d. h. die Hervorhebung einer bestimmten Silbe mehrsilbiger Worte, braucht nicht geredet zu werden. Wir eignen uns mit der Muttersprache auch die richtige rhythmische Betonung der Worte gewohnheitsmäßig an. Bewußte Beachtung erfordert die tonliche Hervorhebung bestimmter Worte im Fluß des Satzes. Sie ist ein sehr feines Mittel, den Sinn des Satzes zu präzisieren. Das Sätzchen: „Ist dein Vater gekommen?“ hat einen wesentlich verschiedenen Sinn, je nachdem ich betone: „Ist dein Vater gekommen?“ oder „Ist dein Vater gekommen?“ oder „Ist dein Vater gekommen?“. Diese Betonung hat also eine logische Bedeutung; sie dient der Sinnklarheit des einzelnen Gedankens. Der Redner darf sie nicht nachlässig behandeln. Darüber hinaus kann man noch die tonliche Hervorhebung ganzer Sätze aus dem Gefüge längerer Gedankenreihen als eine höhere Art von Sinnton bezeichnen. Sie entspricht dem Herausheben des Wichtigsten in der Schrift durch Unterstreichung, Fettdruck usw. Es ist eine Markierung von Höhepunkten in der Rede, von Hauptgedanken, die sich dem Verstand der Hörer fester einprägen oder die ihm ans Herz greifen, seine Begeisterung entflammen, seinen Willen zur Tat aufrufen sollen. Damit berühren wir das Gebiet der eigentlichen höheren rednerischen Leistungen. Maß und Eigenart dieser psychologischen Aus-

druckskunst hängt von der angeborenen Begabung ab. Die ganze Persönlichkeit des Redners, sein Wesen als Mensch und Führer tritt dabei in Erscheinung.

Bei der Anwendung dieses Ausdruckstones ist eine Gefahr zu vermeiden. Das Bestreben eines möglichst eindrucksvollen Sprechens führt leicht zu einem gewohnheitsmäßigen zu lauten Sprechen. Das ist ein schlimmer Fehler. Der Hörer empfindet ein zu lautes Sprechen als unnötiges, unangenehmes Schreien. Der Redner aber riskiert dabei den vorzeitigen Bankrott seiner Stimme. Diese zu schonen ist ein Gebot der Klugheit und der Gesundheit. Wer es nicht beachtet, läuft trotz aller sonstigen Vorsicht Gefahr, sich heiser zu reden und mit dem Gewinn eines Katarrhs von dannen zu ziehen.

Namentlich hüte man sich davor, gleich zu Anfang einer Rede mit zu starker Stimme einzusetzen. Lieber setze man etwas zu leise an, dann wird das Publikum sich selbst die größte Ruhe gebieten, um genau zu verstehen; man kann ihm dann immer noch durch Verstärkung der Stimme entgegenkommen. Auf diese Weise kann man das gebotene Kraftmaß ausprobieren. Zieht man dagegen im Anfang ein zu starkes Register auf, so ist man kaum in der Lage, nachher zurückzugehen; man läuft vielmehr Gefahr, alsbald ins Schreien hineinzukommen und in dem Bestreben, besonders wichtige Stellen doch noch stärker zu betonen, mit der Stimme „überzuschnappen". Ein Redner, der alle Worte mit dem größtmöglichen Aufgebot seiner Lungenkraft in den Saal schmettert, immer erhitzter dabei wird und sich die Schweißperlen fortgesetzt abwischt, ist nichts weniger als ein schöner Anblick. Mitleidige Seelen bedauern ihn, auf andere wirkt er komisch. In jedem Fall schädigt er durch diese Marktschreierart den Eindruck seiner Person und seiner Worte.

Ein allgemein zu lautes Sprechen macht es außerdem unmöglich, die Stimme je nach dem Sinn der Sätze zu modulieren, d. h. sie nach der Bedeutung des Gesagten in Klangfarbe und Stärke zu verändern. Damit nimmt sich der Redner ein sehr wichtiges Mittel, durch den Ton selbst den Sinn und das Gewicht der einzelnen Tatsachen und Gedanken dem Hörer unmittelbar sinnfällig zu machen. Wer alles gleich stark

betont, betont nichts. Ein solcher Vortrag gleicht einem mechanisch heruntergepaukten Musikstück, bei dem es weder Piano noch Forte, weder Crescendo noch Decrescendo noch sonst eine Abwechslung in Ton und Tempo gibt. Eine solche Redeweise wirkt monoton, rasch ermüdend und schließlich abstoßend. Die Stimme ist ein Instrument, das nicht nur mechanisch Worte und Sätze bilden, sondern auch die ihrem Sinne zukommende „Stimmung" hineinlegen soll. Nach einem mit verstärkter Stimme gesprochenen Appell an Gefühl oder Willen des Hörers ist es ratsam, mit der Kraft der Stimme sofort wieder zurückzugehen. Nach einem „Donnerschlag" in der Rede wirkt eine gewisse Stille wohltuend, und auch das leise gesprochene Wort wird seinen Eindruck nicht verfehlen. Im allgemeinen aber halte man eine zweckmäßige Mittelstärke ein, unterstreiche Wichtiges und Wichtigstes durch Steigerung der Stimme und gehe an geeigneten Stellen unter die Mittelstärke hinab. Bei diesem Verfahren kann man seine Stimme derart schonen, daß man selbst bei einem Vortrag von mehreren Stunden — was freilich aus anderen Gründen zu lang ist — nicht heiser wird. Auch der Hörer hält es dabei viel länger aus.

Man vermeide dabei natürlich alle Manierertheit, d. h. alles Gekünstelte im Wechsel der Klangfarbe und Stärke. Das ist die „Kunst" schlechter Schauspieler und Deklamatoren. Der politische Redner, der ernst genommen sein will, darf das unter keinen Umständen tun. Alle Modulierung der Stimme darf nichts anderes sein als der natürliche Ausdruck der Stimmung, die der Inhalt der Rede selbst in der Seele des Redners erzeugt. Eine ans „Schauspielerische" streifende Rhetorik verträgt sich nicht mit dem harten Ernst des politischen Wirkens.

VII. Kapitel.

Winke für das Auftreten.

§ 31. Mittel gegen das Lampenfieber.

Es gibt wohl wenig Menschen, die nicht im Anfang beim Auftreten vor einer größeren Anzahl Menschen mit einem gewissen Angstgefühl zu kämpfen haben. Wer zum ersten Male vor Gericht, auf der Kanzel, im Konzertsaal, auf der Schaubühne oder in einer politischen Versammlung mit seiner Persönlichkeit hervortreten soll, kennt das Gefühl, das man als „Lampenfieber" zu bezeichnen pflegt. Es ist nicht bloß ein Zustand rein seelischer Aufregung und Aengstlichkeit, sondern auch ein physisches Versagen des Nerven- und Muskelapparates. Dem Violinspieler schlenkert der Fiedelbogen in der Hand, der Gang des Schauspielers wird unsicher, die Knie zittern, die Lippen sind trocken, die Zunge klebt am Gaumen, der Kehlkopf will den Dienst versagen. Die Ursache dieser Erscheinungen ist eine vom Hirn aus gestörte Tätigkeit des Herzens und des Blutkreislaufes, ein Beklemmungsgefühl „schnürt die Brust zusammen".

Auch der schon in längerer Praxis stehende Redner fühlt noch manchmal eine gewisse Beklemmung, wenn er in einer ihm neuen Situation oder bei besonders bedeutsamen Gelegenheiten auftreten soll. Man braucht sich dieses Gefühls durchaus nicht zu schämen und darf nicht meinen, das sei persönliche Schwäche und Feigheit. Nur Leute, denen nichts daran liegt, wie sie die ihnen gestellte Aufgabe lösen, oder die so oberflächlich selbstbewußt sind, daß sie stets mit ihrer Leistung zufrieden sind, kennen jenes Gefühl der Unsicherheit und Erregung nicht. Wer dagegen von der eigenen Unfehlbarkeit weniger durchdrungen ist, wer sich der Verantwortlichkeit bewußt ist gegenüber denen, die auf ihn das höchste Vertrauen setzen, wer das Beste leisten möchte, dessen er fähig ist, der wird nicht so bald das Gefühl der Unruhe vor außerordentlichen Gelegenheiten los.

Erst bei den alten, an die schwierigsten Situationen gewöhnten Praktikern verschwindet die letzte Spur des Lampenfiebers. Durch jede gut bestandene neue Probe wird das Vertrauen auf die eigene Kraft gestärkt und die Zuversicht gerechtfertigt, daß sie auch in der gegebenen Situation nicht versagen werde. Damit stellt sich jene gelassene Ruhe und Geistesgegenwart ein, die der politische Redner mehr als jeder andere braucht.

Was kann der Anfänger zur Ueberwindung des Lampenfiebers tun?

Zunächst gibt es ein rein mechanisches Mittel, das sich meldende physische Beklemmungsgefühl zu beseitigen: Man hole einige Male regelmäßig, langsam und tief Atem. Das regelt und beruhigt die Herztätigkeit und bringt die „Präkordialangst" — so nennen die Aerzte jenen Unruhezustand — sofort zum Verschwinden. Dieses mechanische Herzberuhigungsmittel ist unter allen Umständen der sehr gefährlichen Anwendung von Spirituosen, „um sich Mut anzutrinken", vorzuziehen. Wer seinen Herzmuskel mit Alkohol vor oder während des Redens „kräftigt", ist auf dem besten Wege, die Leistungsfähigkeit desselben rasch und gründlich zu ruinieren. Die schweren Herzerkrankungen, die so manchen im politischen Leben tätigen Mann vor der Zeit hinraffen, sind zweifellos mitverschuldet durch Alkoholgenuß vor oder während starker rednerischer Anstrengungen. Davor kann nicht dringend genug gewarnt werden. Wer das Bedürfnis hat, während des Redens die Mundhöhle anzufeuchten, der nehme dazu reines Wasser, Soda- oder Selterswasser, Zuckerwasser oder Zitronenlimonade. Letztere ist im Winter im warmen Zustand besonders empfehlenswert. Aber man trinke beim Reden überhaupt möglichst wenig, am besten gar nicht.

Zur Ueberwindung der anfänglichen Schüchternheit und inneren Unruhe leisten auch einige „vernünftige Erwägungen", die man im Stillen anstellt, gute Dienste. Man sage sich: „Was so viele andere fertig gebracht haben, wirst du auch können". — „Aber wenn's doch schief geht", wirft das ängstliche Gemüt ein. „Na, dann kostet's den Kopf auch nicht", entgegnet resolut der mutige Kerl in uns. Man kann sich angesichts einer bedrohlich „imposanten" Versammlung auch

mit Nutzen fragen: Wenn ich mit jedem einzelnen der Leute da zu reden hätte, würde ich mich genieren, ihm meine Rede unter vier Augen zu halten? Nein! Warum soll ich mich also vor ihnen genieren, wenn sie zusammen sind? Welchen vernünftigen Grund habe ich also, mich ängstlich und beunruhigt zu fühlen? Keinen!

Da den Anfänger am meisten die Vorstellung des Steckenbleibens ängstigt, so wirkt das Bewußtsein, vor dieser „schlimmsten Blamage" durch äußere Vorkehrungen geschützt zu sein, außerordentlich beruhigend. Eine solche Vorkehrung bilden für den Redner die mit Buntstift gut markierten Dispositionsblätter, die er in der Hand hält oder vor sich auf dem Rednerpult liegen hat. Diese Unterlage bildet das Fangnetz, das ihn beim etwaigen Sturz vom Drahtseil aufnimmt und ihm die Stricke darbietet, an denen er leicht wieder in die Höhe klettern kann. Sind die Gedankengänge, die er auf der Unterlage durch kurze Sätze oder Stichworte notiert hat, geistig erarbeitet und beherrscht er *sachlich* das Thema, dann kann ihm ein eigentliches Steckenbleiben kaum passieren.

Verliert er dann auch einmal den direkt weiterführenden Faden, versagt das Gedächtnis inmitten einer Gedankenentwickelung, dann spinne er einen ihm einfallenden späteren Gedankengang an und suche, wenn ihm die Erinnerung wieder kommt, in die alte Bahn einzulenken. Der Hörer wird den kleinen Absturz oder Umweg gar nicht merken. Man vermeide nur, eine auffallende Pause im Sprechen zu machen. Man rede unter allen Umständen weiter. Fällt einem gar nichts Neues ein, so wiederhole man mit einem „ich sage also" ruhig den zuletzt entwickelten Gedankengang mit etwas geänderten Worten. Man gewinnt damit Zeit zur Besinnung oder zu einem orientierenden Einblick in die Disposition. Es ist ratsam, während des Sprechens öfters einen kurzen Blick auf die Unterlage zu werfen, auch wenn man ihrer nicht bedarf, damit man jederzeit weiß, wo man steht, und im Notfall rasch die kritische Stelle findet. Ist ein Blatt erledigt, so lege man es zur Seite oder schiebe es zu unterst, so daß man stets die Marken der Wegstrecke im Auge hat, auf der man gerade marschiert.

Kann sich ein Anfänger absolut nicht entschließen frei zu sprechen, nun, dann mag er die schriftliche Ausarbeitung vor sich

hinlegen und versuchen, sie so abzulesen, daß es möglichst den Eindruck des freien Sprechens macht. Wenn ihm das einigermaßen gelingen soll, müssen die Stichworte der Sätze so markiert sein, daß sie ihm ins Auge fallen, ohne daß er sich über das Papier zu beugen braucht. Ein kurzer Blick muß genügen, den neuen Satz so zu erfassen, daß man ihn frei herausſprechen kann. Wie in der Schwimmschule, so wird der ängstliche Neuling im Reden auf diese Art allmählich den Mut finden, immer mehr Stöße im freien Strom zu wagen, ohne sich an die führende Leine zu klammern. Immer längere Satzfolgen wird er frei sprechen, immer weniger wird er wörtlich ablesen. So wird er auch bald Selbstvertrauen genug gewinnen, um sich mit der bloßen Disposition als Unterlage zu begnügen.

Aus den früher entwickelten Gründen möge sich aber auch der schon im Reden Geübtere und im Freischwimmen Kühnere die Einleitung und den Schluß seiner Rede genauer in die Disposition eintragen und das Stichwort jedes Satzes markant unterstreichen. Beginn und Schluß einer Rede müssen tadellos gelingen. Hat man sie in der Unterlage, so kann man sie sich unmittelbar vor Beginn der Rede noch einmal nach Inhalt und Form vergegenwärtigen. Mit den ersten Worten muß der Hörer den Eindruck gewinnen, einen seiner Sache sicheren Mann vor sich zu haben, und die letzten Worte sollen ihn zu spontanem Beifall fortreißen.

§ 32. Die äußere Haltung.

Soll man beim Reden gestikulieren? — Die Begleitung der Worte durch Hand- und Armbewegungen ist ein natürliches, meist unwillkürlich angewandtes Mittel, den Sinn des Gesagten bildlich zu erläutern oder zu verstärken. Je nach Temperament und Neigung handhaben die verschiedenen Redner dieses Hilfsmittel der plastischen Modulation sehr verschieden. Während der heißblütige Südländer fast jeden Satz mit den lebhaftesten Körperbewegungen begleitet, hebt der kaltblütige Nordländer kaum hin und wieder die Hand zur Verbildlichung eines besonders markanten Gedankens.

Leute, die von Natur aus gar keine Handbewegung beim Reden machen, sind sehr selten, und man kann nicht sagen, daß eine solche marmorsäulenartige Ruhe hinreißend wirkt.

Aber wem das das Natürliche ist, der bleibe lieber dabei, als daß er sich Gestikulationen künstlich angewöhne. Viel wichtiger ist für die allermeisten Redner die Mahnung, sich einiges von ihren naturwüchsigen Bewegungen abzugewöhnen. Denn nicht alles, was wir so an Hand- und Armbewegungen an uns haben, ist schön. Die wenigsten kennen sich in dieser Beziehung selbst und sind erstaunt, wenn man sie auf die eine oder andere Unart beim Reden aufmerksam macht. Der Anfänger möge einen guten Freund bitten, ihn beim Reden auf linkisch und lächerlich wirkende Gestikulationen und sonstige unwillkürlich verübte Häßlichkeiten hin zu beobachten und ihn darauf aufmerksam zu machen. Die feinsten Beobachter und besten Kritiker in dieser Hinsicht sind die Frauen. Sie achten viel genauer auf die Person des Redners als die Männer, und ihnen fällt alles Häßliche viel sicherer auf. Da tut der eine fortwährend, als ob er seine Hörer mit dem Zeigefinger aufspießen wolle, der andere bedroht sie unablässig mit der Faust, der dritte breitet mit Vorliebe die Arme weit aus, als ob er sie alle an sein Herz drücken wolle, ein vierter fingert sich im Gesicht herum oder hält die Hand vor den Mund, so daß die Worte nicht frei herausschallen können, ein fünfter stützt die Arme in die Hüften wie eine müde Waschfrau, ein sechster hängt die Daumen in die Westenausschnitte und wedelt mit den Händen wie mit Fächern, ein siebenter durchsucht emsig seine Hosentasche. Niemand bilde sich ein, daß er ganz von solchen üblen Dingen frei sei. Er mache die Probe, bestelle sich einen ehrlichen, aufmerksamen Kritiker und bemühe sich dann, die unschöne Gewohnheit loszuwerden. Zu diesem Zweck mache er sich ein Mahnungszeichen, ein Kreuz, einen Wegweiser oder sonst was auf den oberen und unteren Rand seiner Leitzettel. Immer wieder daran erinnert, wird er bald auf sich achten lernen.

Was im übrigen die Haltung des Redners anlangt, so trete er ruhig und sicher auf. Er vermeide ebensowohl den Eindruck der Schüchternheit wie den der herausfordernden Patzigkeit. Man suche dem hunderläugigen Massenblick der Versammlung, der sich auf den Redner konzentriert, nicht auszuweichen, sondern fange ihn mit freiem Auge auf. Es ist ein schlechter Rat, der Anfängern zuweilen erteilt wird, sie

sollten, um sich vor Verwirrung zu schützen, über die Köpfe der Versammelten hinwegschauen und irgendeinen toten Gegenstand im Saale fest ins Auge fassen. Das ist aus zwei Gründen zu verwerfen. Einmal läuft der also ängstlich den Blick der Versammlung Meidende Gefahr, sofort die Fassung zu verlieren, wenn er zufällig doch einmal mit dem Blick in das gefürchtete funkelnde Augenmeer gerät. Zweitens aber begibt er sich dadurch des besten Mittels, in engster geistiger Fühlung mit seinen Hörern zu bleiben. So wenig es dem gegenseitigen Verstehen und Vertrauen dient, wenn man im privaten Leben scheu das Auge dessen meidet, zu dem man spricht, so wenig ist das von Vorteil in einer Versammlung. Man sehe auch hier die an, zu denen man spricht, und um jedem einzelnen das Gefühl zu geben, daß man auch zu ihm spricht, sehe man nicht starr nach einer Richtung, sondern lasse das Auge abwechselnd die ganze Versammlung durchlaufen. Nichts weckt den einzelnen Hörer mehr zu erhöhter Aufmerksamkeit, als wenn er auch nur einen Augenblick sich vom Blick des Redners getroffen fühlt. Nichts fördert den geistigen Kontakt zwischen Hörer und Redner so sicher wie der Blick ins Auge. Dem Redner, der die Versammlung so im Auge hat, entgeht auch nicht die Wirkung seiner Worte. Er liest den einzelnen am Gesicht ab, ob sie seinen Worten folgen oder ob sie sich gelangweilt fühlen, ob sie seine Gedanken verstehen oder nicht, ob er ihre Zustimmung findet oder ob er auf Unglauben, Widerspruch, Unwillen stößt. So ist er imstande, sofort entsprechend zu reagieren. Er wird das nicht Interessierende abkürzen, das Nichtverstandene klarer auszudrücken suchen. Dem Unglauben, dem Widerspruch wird er durch eine verstärkte Beweisführung begegnen, den vermuteten oder wirklich gemachten Einwurf wird er sofort aufgreifen und widerlegen. Auf das dumme oder höhnische Lächeln, das er über das Gesicht einiger Hörer huschen sieht, wird er sagen: „Das erscheint vielleicht manchem lächerlich, aber es ist gar nicht lächerlich", und dann folgt mit besonderer Betonung der Nachweis der ernsten Bedeutung des Punktes oder ein Appell an das soziale Gefühl, an den Gerechtigkeitssinn jedes anständigen Menschen. Auf diese Weise spricht der Redner nicht nur zu, sondern auch mit

seinen Hörern, und diese fühlen sich ganz anders an der Sache beteiligt, als wenn sie sich gewissermaßen als totes Objekt vom Redner angepredigt sehen.

Schließlich sei auch ein kurzes Wort über den äußeren Menschen gesagt. In der Kleidung vermeide der Redner alles, was auffällt und im Widerspruch mit dem ernsten Charakter seiner Aufgabe und seiner Persönlichkeit steht. Er soll weder den Eindruck eines Gecken oder Modenarren machen noch soll er als das Gegenteil erscheinen, als ein Mensch, der sein Aeußeres vernachlässigt, dessen Reinlichkeitssinn in Sachen der Körperpflege, der Wäsche und Kleidung zu wünschen übrig läßt. Das ist nicht geeignet, ihm die Sympathie und Hochachtung der Hörer zu gewinnen. Man bilde sich auch nicht ein, sich damit besonders beliebt zu machen, daß man vor Arbeitern in möglichst „proletarischer" Gewandung erscheint. So etwas wird mehr als Mißachtung denn als „Volkstümlichkeit" empfunden. Es ist einfach eine Pflicht der Höflichkeit den Zuhörern gegenüber, daß der Redner sich sauber und anständig kleidet, wenn er vor sie hintritt. Die Hörer sind gezwungen, die Augen auf ihm ruhen zu lassen, sie können verlangen, daß man ihren Reinlichkeitssinn und ihr Schönheitsgefühl nicht durch ein unsauberes, vernachlässigtes Aeußere stundenlang beleidigt.

Schlußwort.

Uebung macht den Meister. Dieses alte Wahrwort gilt auch dem Redner. Wer sich die im vorstehenden gegebenen Weisungen und Winke eingeprägt hat, kann darum noch nicht reden. Das lernt man nur durch das Reden selbst.

Also wer wirklich schwimmen lernen will, der gehe ins Wasser. Konferenzen im engeren Kreis der Berufskollegen und Gesinnungsgenossen, Mitgliederversammlungen in gewerkschaftlichen, politischen oder sonstigen Vereinen geben gute Gelegenheit zu den ersten Schwimmversuchen. Schluckt man einmal Wasser dabei, taucht einen ein Stärkerer mal ordentlich unter, so nehme man das mutig mit in Kauf. Ein gelegentlicher Reinfall fördert das Nachdenken, lehrt Fehler künftig vermeiden. Auch die größten Meister sind nicht als solche vom Himmel gefallen. Es ist keiner unter ihnen — da-

mit kann sich der Anfänger über seinen Mißerfolg trösten —, der nicht auch sein Lehrgeld hätte zahlen müssen. Sie könnten alle einiges erzählen, worüber sie noch nachträglich einen roten Kopf bekommen, und ihren „Dummheiten" verdanken sie ihre Klugheit.

Erst bei den praktischen Versuchen wird manchem das rechte Verständnis für diese oder jene Regeln oder Ratschläge aufgehen, die ihm beim ersten Durchlesen dieses Büchleins wenig einleuchteten. Man lese es darum öfter, man erweitere und vertiefe die eigene Erfahrung daran. Die letztere bleibt schließlich die beste und maßgebendste Erkenntnisquelle für jeden. Die gegebenen Ratschläge haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie den Leser zur denkenden Ausbeutung seiner wachsenden eigenen Erfahrung als Redner geführt haben.

Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Bei ernstem Streben werden die Erfolge nicht ausbleiben. Das Bewußtsein, eine Versammlung in den Bann seiner Worte gebracht zu haben, den Gedanken und Gefühlen, die uns selbst erfüllen, neue Herzen gewonnen zu haben, gewährt eine hohe innere Freude. Das Wertbewußtsein der eigenen Persönlichkeit wächst und erhöht den Trieb und die Fähigkeit zu neuen Erfolgen.

Möge dieses Bewußtsein des eigenen Werts und der eigenen Leistung aber niemals in eitle Selbstbewunderung ausarten! Das verrät nicht nur den innerlich ungebildeten Menschen, es steht auch der weiteren Vervollkommnung in der Kunst der Rede im Wege. Der kritische Blick für die Schwächen und Fehler der eigenen Leistung kennzeichnet jeden tiefer veranlagten Menschen. Ohne diese Selbstkritik am eigenen Werk gibt es keine wahre Meisterschaft. Höre nicht nur auf den Beifall und die Lobsprüche, die andere deiner Leistung spenden! Daß sie dich mit Freude erfüllen, ist natürlich; und ein gewisser Maßstab zur Beurteilung einer rednerischen Leistung läßt sich schon daraus entnehmen. Aber überhöre darüber nicht die eigene innere Stimme der Kritik, die nachträglich sagt, wie du es hättest besser machen sollen. Der Tüchtige sieht immer ein noch nicht erreichtes Ideal vor sich. Der echte Meister lernt nie aus.

Anhang.

Literarischer Wegweiser.

1. Lehrbücher der Muttersprache.

Engels: „Die Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache".
O. Lyon: „Deutsche Grammatik". (Sammlung Göschen.)
Oskar Weise: „Deutsche Sprach- und Stillehre". (Teubner, Leipzig.)
Duden: „Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache". („Meyers Volksbücher".)
Adolf Braun: „Zeitungs-Fremdwörter und politische Schlagworte". (Verlag Vorwärts.)
H. Klenz: „Wörterbuch nach der neuen Rechtschreibung". (Sammlung Göschen.) Ist zugleich auch Fremdwörterbuch.

2. Sprechtechnik und Vortragskunst.

Julius Hey: „Deutscher Gesangsunterricht". 1. Band: Sprachlicher Teil. (Schotts Söhne, Mainz.) Sehr empfehlenswert ist auch die als „kleiner Hey" bekannte kurze Bearbeitung des Heyschen Buches von
Fritz Volbach: „Die Kunst der Sprache", 1. Teil. (Schotts Söhne, Mainz.)
Karl Hermann: „Die Technik des Sprechens". (Kesselring, Leipzig und Frankfurt a. M.)
Ewald Geißler: „Rhetorik, Richtlinien für die Kunst des Sprechens".
P. Gerber: „Die menschliche Stimme und ihre Hygiene". (Beide Werkchen sind in der Sammlung: „Aus Natur- und Geisteswelt", Teubner, Leipzig, erschienen.)

3. Naturwissenschaft.

Ed. Aveling: „Die Darwinsche Theorie". (Internationale Bibliothek, J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)
R. Hesse: „Abstammungslehre und Darwinismus". („Aus Natur- und Geisteswelt", Teubner, Leipzig.)
Wilhelm Bölsche: „Die Abstammung der Menschen", „Stammbaum der Tiere", „Im Steinkohlenwald".
Diese drei illustrierten Schriftchen sind im Verlag der Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos", Stuttgart, erschienen.
Wilhelm Bölsche: „Das Liebesleben in der Natur". (Drei Bände. E. Diederichs, Jena.)
Wilhelm Meyer: „Weltschöpfung". (Kosmos.)

Wilhelm Meyer: „Weltuntergang". (Kosmos.)
Felix Linke: „Ist die Welt bewohnt?" (Dietz, Stuttgart.)
Willy Peterson-Kinberg: „Wie entstanden Weltall und Menschheit?" (Strecker-Schröder, Stuttgart.)
Carus Sterne: „Werden und Vergehen". (2 Bände, Neufeld u. Henius, Berlin.)
A. Heilborn: „Der Mensch der Urzeit". („Aus Natur- und Geisteswelt".)
K. Weule: „Kulturelemente der Menschheit". (Kosmos.)
K. Weule: „Kultur der Kulturlosen". (Kosmos.)
F. Ratzel: „Völkerkunde". (Illustriert, 2 Bände, Bibliographisches Institut, Leipzig.)
T. H. Huxley: „Einführung in die Naturwissenschaften. (Sammlung kleiner naturwissenschaftlicher Elementarbücher, Trübner, Straßburg.)
„Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek", herausgegeben von Dr. med. J. Zadek, enthält eine Reihe Schriftchen über die verschiedenen Gebiete der persönlichen und öffentlichen Gesundheitspflege. (Verlag Vorwärts.)
Dr. J. Zadek u. Dr. A. Blaschko: „Schutz gegen Krankheitsgefahr". (Verlag Vorwärts.)
„Gesundheitsbüchlein", herausgegeben vom Reichs-Gesundheitsamt. (J. Springer, Berlin.)
Prof. Dr. Hans Niemayer: „Nase, Rachen und Kehlkopf. Die Hygiene der oberen Luftwege". (Moritz, Stuttgart.)

4. Geschichte.

Fr. Chr. Schlosser: „Weltgeschichte". (10 Bände, Neufeld u. Henius, Berlin.)
Ploetz: „Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte". (A. G. Ploetz, Leipzig.) — Zum raschen Nachschlagen von Tatsachen und Zahlen.
Franz Mehring: „Deutsche Geschichte vom Ausgang des Mittelalters". (Verlag Vorwärts.)
Wilhelm Blos: „Die Französische Revolution". (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)
Wilhelm Blos: Die Deutsche Revolution. Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849". (Beide Werke sind reich illustriert. J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)
Louis Hérifier: „Geschichte der französischen Revolution von 1848 und der zweiten Republik". Mit einem Nachtrag: „Vom zweiten Kaiserreich bis zur dritten Republik", von Ed. Bernstein. (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

5. Philosophie und Religion.

Friedrich Albert Lange: „Geschichte des Materialismus". (Reclams Universal-Bibliothek.)
Immanuel Kant: „Prolegomena zu einer jeden künftigen Meta-

physik, die als Wissenschaft wird auftreten können. (Reclams Universal-Bibliothek.) — Dort auch Kants „Zum ewigen Frieden".

Kommentar zu Kants „Prolegomena". Eine Einführung in die kritische Philosophie. Von Dr. Max Apel. (Buchverlag Hilfe, Berlin-Schöneberg.)

Kant, Laienbrevier: Eine Darstellung der Kantschen Welt- und Lebensanschauung, zusammengestellt von D. Felix Groß. (Bruckmann, München.)

Karl Vorländer: „Geschichte der Philosophie". (2 Bände. F. Meiner, Leipzig.)

Friedrich Engels: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie". (Kleine Bibliothek, J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

Joseph Dietzgens Philosophische Lehren. Von Adolf Hepner. (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

David Friedrich Strauß: „Das Leben Jesu". (2 Bände in billiger Volksausgabe. A. Kröner, Leipzig.)

Hermann Kutter: „Sie müssen". (E. Diederichs, Jena.)

Albert Kalthoff: „Religiöse Weltanschauung". (Eugen Diederichs, Jena. — Dort auch von demselben: Zarathustrapredigten. Reden über die biblische Lebensauffassung Friedr. Nietzsches.)

Friedrich Stampfer: „Religion ist Privatsache". (Verlag Vorwärts.)

6. Sozialistische Theorie.

„Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie". Erläuterungen des Erfurter Programms von Karl Kautsky und Bruno Schoenlank. (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Karl Marx: Von M. Beer. (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin.)

Wilbrandt: Karl Marx. (B. G. Teubner, Leipzig.)

Paul Kampffmeyer: „Die Sozialdemokratie im Lichte der Kulturentwicklung". (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Paul Kampffmeyer: Geschichte der Gesellschaftsklassen in Deutschland". (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Karl Renner: Marxismus, Krieg und Internationale. (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

7. Geschichte der sozialistischen Bewegung.

Karl Marx und Friedrich Engels: „Das Kommunistische Manifest". (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Karl Marx: „Revolution und Konterrevolution" in Deutschland. (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

Karl Marx: „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850". Die Neuherausgabe von 1905 mit wichtiger Einleitung von Friedrich Engels. (Verlag Vorwärts, Berlin.)

August Bebel: „Aus meinem Leben". (Drei Teile. — J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

H. Jaekh: „Die Internationale".

„Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Arbeiterklasse". Von Eduard Bernstein. (Verlag Vorwärts, Berlin.)
„Wilhelm Liebknecht. Sein Leben und Wirken". Von Kurt Eisner. (Verlag Vorwärts, Berlin.)
Ignaz Auer. Von Eduard Bernstein. (Verlag Vorwärts, Berlin.)
Franz Mehring: „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie". (Vier Bände. — J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)
Karl Kautsky: „Vorläufer des neuen Sozialismus". (Zwei Bände. J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)
Wilhelm Schröder: „Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage von 1863 bis 1909". (G. Birk u. Co., München.)

Das sorgfältige Sachregister ermöglicht eine rasche Orientierung über jede Frage von Bedeutung, die einen unserer Parteitage beschäftigt hat. Hier findet man auch eine Zusammenstellung sämtlicher Parteiprogramme, von dem des Lassalleschen Allgemeinen deutschen Arbeitervereins von 1863 an bis zum Erfurter Programm von 1891.

Ueber die Geschichte der **Deutschen Sozialdemokratie im Weltkrieg** unterrichten:

„Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands". Abgehalten in Würzburg vom 14. bis 20. Oktober 1917. (Verlag Vorwärts, Berlin.)
Eduard David: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg". (Verlag Vorwärts, Berlin 1915.)
Konrad Haenisch: „Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege". (Schwetschke, Berlin 1916.)
Paul Lensch „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück". (Hirzel, Leipzig 1916.)
Wilhelm Jansson: „Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis. Ein gewerkschaftliches Kriegsbuch". (Verlag der Internationalen Korrespondenz, Berlin 1915.)
Paul Umbreit: „Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg". (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin 1917.)

8. Die politische Praxis der Sozialdemokratie.

Georg Gradnauer: „Verfassungswesen und Verfassungskämpfe in Deutschland". (Verlag Vorwärts, Berlin.)
Friedrich Stampfer: „Grundbegriffe der Politik". (Fränk. Verlagsanstalt, Nürnberg.)
A. Stadthagen: „Das Arbeiterrecht und Führer durch das Bürgerliche Gesetzbuch". (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart.)

Eine Sammlung kleiner Führer durch die wichtigsten Gesetze ist im Verlag Vorwärts erschienen. Darunter seien hervorgehoben: „Führer durch das Invalidengesetz", „Führer durch das Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz", „Führer durch das Krankenversicherungsgesetz", „Führer durch die Strafprozeßordnung und Rechte des An-

geklagten vor Strafgericht und Polizei" von Dr. H. Heinemann. „Führer für den Militärpflichtigen", „Führer durch das Gewerbegerichtsgesetz", „Führer durch das Mietrecht" von M. Güldenberg.

„Arbeiter-Notizkalender" erscheint jährlich im Verlag Vorwärts, Berlin und enthält das gesamte Adressenmaterial der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

„Handbuch für sozialdemokratische Wähler". 1911 herausgegeben vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei. (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Ueber die frühere Tätigkeit der Sozialdemokratie im Reichstag von 1873 bis 1893 orientierten die von A. Bebel bearbeiteten Berichte: „Die parlamentarische Tätigkeit des Deutschen Reichstages" 1874—1893.

Edmund Fischer: „Das sozialistische Werden". Die Tendenzen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. (Veit u. Co., Leipzig 1918.)

Dieses 552 Seiten umfassende Werk gibt eine gute Orientierung über den gesamten Prozeß der Sozialisierung in Gemeinde, Staat, Reich und Gesellschaft.

„Monopolfrage und Arbeiterklasse". Drei Abhandlungen von Heinrich Cunow, Otto Hué und Max Schippel. Herausgegeben von Wilhelm Janssen. (Verlag Vorwärts, Berlin 1917.)

Paul Hirsch: „Aufgaben der deutschen Gemeindepolitik nach dem Kriege". (Verlag für Sozialwissenschaft 1917.)

Hugo Lindemann: „Ueber Begriff und Bedeutung der Kommunalwissenschaft". Nebst Führer durch die kommunalpolitische Literatur. (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Paul Umbreit: 25 Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung, 1890 bis 1915. (Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, C. Legien, Berlin 1915.)

Hermann Müller: „Geschichte der deutschen Gewerkschaften bis zum Jahre 1878". (Verlag Vorwärts, Berlin.)

Kommentar zum Betriebsrätegesetz

bearbeitet von **Dr. Georg Flatow**

Hilfsreferent im Reichsarbeitsministerium

Ein unentbehrlicher Ratgeber für alle Betriebsräte, Schlichtungsausschüsse und sonst im öffentlichen Leben Stehenden

Geb. 8 Mk., brosch. 5,50 und 20% Zuschlag, Porto 30 Pf.

Zu beziehen durch

Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3